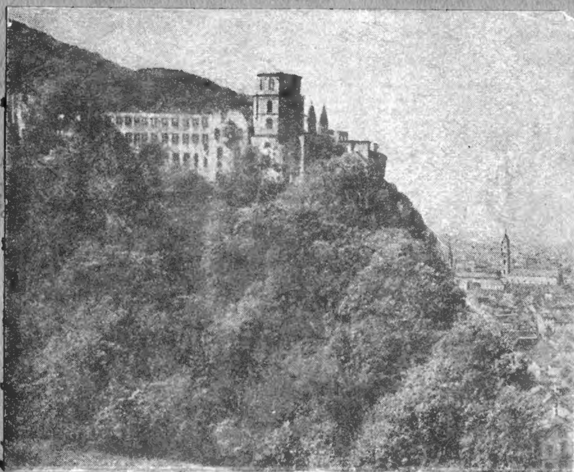


Heidelberg

und Umgebung

Bearbeitet von

Professor Dr. Th. Lorentzen



Otto Weber Verlag, Heilbronn a. N.



II. Teil.

Geschichte der Stadt Heidelberg.

1. Die ältesten Zeiten: Bergheim und Neuenheim.

Bis ins 12. Jahrhundert hinein war der unfruchtbare Gebirgsstrich des südlichen Odenwaldes fast gänzlich unbesiedelt; ebenso auch das untere Tal des Neckars, soweit er durch den Buntsandstein fließt. Erst 1196 wird an seinem Ende ein Ort „Heidelberg" urkundlich erwähnt.

Dagegen war die sonnig-milde, reiche und leicht zugängliche Rheinebene bevölkert, solange wir zurückdenken können. Seit der älteren Steinzeit, aus der schon einzelne Funde zutage getreten sind, haben die wechselnden Besiedler um den Besitz des Gebietes miteinander gerungen; eine Kultur hat die andere abgelöst bis auf unsere Zeit.

So waren auch die Stellen unmittelbar nach dem Austritt des Neckars in die Ebene an beiden Ufern seit altersgrauen Zeiten bewohnt. Das jetzige Neuheidelberg im Bergheimer, Neuenheimer und Handschuhsheimer Viertel blickt auf eine weit ältere Geschichte zurück als Altheidelberg. Hier haben die unermüdlichen Ausgrabungen des verdienten Prof. K. Pfaff unwiderlegliche Beweise menschlicher Niederlassungen schon aus der jüngeren Steinzeit, der älteren und jüngeren Bronzezeit, sowie der Hallstattperiode erbracht.

Welcher Abstammung jene ältesten Bewohner gewesen sind, wissen wir nicht; erst seitdem um 500 die Kelten Besitz von dem Lande nahmen, mit denen hier zugleich die La Tèneperiode beginnt, wird die historische Anschauung etwas klarer. Ihre Dörfer sind u. a. im Bergheimer Viertel, sowie zwischen Neuenheim und Handschuhsheim am Fuße des Heiligenberges nachgewiesen worden. Diesen Berg aber befestigten sie mit doppeltem Ringwall, in dessen Schutz sich in den Zeiten der Gefahr die Bevölkerung der Umgebung flüchten konnte.

Geschichte: älteste Zeiten.

Etwa 100 v. Chr. brachen die Germanen ein, die die bisherigen Einwohner verdrängten und unter Knechtung der Uebrigbleibenden die alten Wohnsitze einnahmen. Aber auch sie fanden schließlich ihre Meister in den Römern, die seit den Flaviern begannen, auch von dem rechten Rheinufer dauernd Besitz zu ergreifen. Während nun an anderen Stellen die Germanen zurückwichen, blieb an der unteren Neckargegend ein Stamm sitzen, der von den Römern Neckarschwaben (Suebi Nicretes) genannt wurde. Nach und nach schob das mächtige Kulturvolk seine Grenzen weiter vor bis zu den äußersten Kastellen im Odenwald bei Miltenberg, Walldürn, Osterburken, von da südlich bis nach Württemberg, weiter, im scharfen Winkel einbiegend, zur Donau hin.

Als erster ergriff von unserer Gegend Domitian etwa 80—90 n. Chr. Besitz: er verband den Hauptplatz römischer Herrschaft Mainz durch eine über Großgerau—Ladenburg — Neuenheim — Stettfeld — Cannstatt laufende Straße mit Rätien. Diese überschritt den Neckar auf einer Brücke, die etwas oberhalb der Schlittschuhbahn von steinernen Widerlagern aus auf sechs hölzernen Strompfeilern geschlagen wurde; zu ihrem Schutze und zur Ueberwachung des Talausganges legte Domitian ein Kastell an, dessen Fundamente an der Fortsetzung der Ladenburger Straße in der Erde gefunden worden sind. Es war quadratisch angelegt bei 185 m Seitenlänge und konnte an Umfang mit dem größten der späteren Kastelle am Limes, dem von Osterburken, wetteifern. Als dieser Limes, ebenfalls von Domitian begonnen, angelegt worden war, wurde das Kastell auch mit denen von Neckar- und Osterburken durch eine durch den kleinen Odenwald ziehende Straße verbunden. Eine weitere führte vom Kastell nach Speyer, eine andere über Graben und Rastatt nach Straßburg, und die älteste bekam eine Fortsetzung nach Ettlingen, Offenburg und so weiter. Endlich mag auch die heutige Bergstraße schon damals entstanden sein.

Daß ein so bevorzugter Punkt zur starken Besiedlung reizen mußte, ist an und für sich klar. Zu den bisherigen keltisch-germanischen Bewohnern kamen jetzt gewiß manche römische Kolonisten, abgedankte Veteranen und Kaufleute hinzu, die dem aufblühenden Orte den Stempel ihrer Kultur aufdrückten. Besonders dicht scheinen die Häuser nördlich der Römerbrücke, an der jetzigen Ladenburger Straße, sowie südlich von ihr auf dem Gebiete der jetzigen Kliniken gestanden zu haben. Vielfach hat man hier ihre Fundamente gefunden, ferner Scherben, Ziegelstücke, zahlreiche Münzen, sogar mehrere reliefgeschmückte Grabdenkmäler. Ein Jupiteraltar wurde im Bergheimer Viertel entdeckt, ein prachtvolles Mithrasbild in einer Grotte an der Stelle, wo die Neuenheimer Landstraße zur Bergstraße einbiegt, ferner acht Votivsteine dem Merkurius Cimbricus und anderen Gottheiten geweiht auf dem Gipfel des Heiligenberges. Nach alledem dürfe

Geschichte: älteste Zeiten.

Etwa 100 v. Chr. brachen die Germanen ein, die die bisherigen Einwohner verdrängten und unter Knechtung der Uebrigbleibenden die alten Wohnsitze einnahmen. Aber auch sie fanden schließlich ihre Meister in den Römern, die seit den Flaviern begannen, auch von dem rechten Rheinufer dauernd Besitz zu ergreifen. Während nun an anderen Stellen die Germanen zurückwichen, blieb an der unteren Neckargegend ein Stamm sitzen, der von den Römern Neckarschwaben (Suebi Nicretes) genannt wurde. Nach und nach schob das mächtige Kulturvolk seine Grenzen weiter vor bis zu den äußersten Kastellen im Odenwald bei Miltenberg, Walldürn, Osterburken, von da südlich bis nach Württemberg, weiter, im scharfen Winkel einbiegend, zur Donau hin.

Als erster ergriff von unserer Gegend Domitian etwa 80—90 n. Chr. Besitz: er verband den Hauptplatz römischer Herrschaft Mainz durch eine über Großgerau—Ladenburg — Neuenheim — Stettfeld — Cannstatt laufende Straße mit Rätien. Diese überschritt den Neckar auf einer Brücke, die etwas oberhalb der Schlittschuhbahn von steinernen Widerlagern aus auf sechs hölzernen Strompfeilern geschlagen wurde; zu ihrem Schutze und zur Ueberwachung des Talausganges legte Domitian ein Kastell an, dessen Fundamente an der Fortsetzung der Ladenburger Straße in der Erde gefunden worden sind. Es war quadratisch angelegt bei 185 m Seitenlänge und konnte an Umfang mit dem größten der späteren Kastelle am Limes, dem von Osterburken, wetteifern. Als dieser Limes, ebenfalls von Domitian begonnen, angelegt worden war, wurde das Kastell auch mit denen von Neckar- und Osterburken durch eine durch den kleinen Odenwald ziehende Straße verbunden. Eine weitere führte vom Kastell nach Speyer, eine andere über Graben und Rastatt nach Straßburg, und die älteste bekam eine Fortsetzung nach Ettlingen, Offenburg und so weiter. Endlich mag auch die heutige Bergstraße schon damals entstanden sein.

Daß ein so bevorzugter Punkt zur starken Besiedlung reizen mußte, ist an und für sich klar. Zu den bisherigen keltisch-germanischen Bewohnern kamen jetzt gewiß manche römische Kolonisten, abgedankte Veteranen und Kaufleute hinzu, die dem aufblühenden Orte den Stempel ihrer Kultur aufdrückten. Besonders dicht scheinen die Häuser nördlich der Römerbrücke, an der jetzigen Ladenburger Straße, sowie südlich von ihr auf dem Gebiete der jetzigen Kliniken gestanden zu haben. Vielfach hat man hier ihre Fundamente gefunden, ferner Scherben, Ziegelstücke, zahlreiche Münzen, sogar mehrere reliefgeschmückte Grabdenkmäler. Ein Jupiteraltar wurde im Bergheimer Viertel entdeckt, ein prachtvolles Mithrasbild in einer Grotte an der Stelle, wo die Neuenheimer Landstraße zur Bergstraße einbiegt, ferner acht Votivsteine dem Merkurius Cimbricus und anderen Gottheiten geweiht auf dem Gipfel des Heiligenberges. Nach alledem dürfe

wir auf eine recht stattliche Niederlassung, die sich in langer Friedenszeit glücklich entwickeln mochte, an den beiden Neckarufern schließen. Von den Römern wurde sie civitas Sueborum Nicretum genannt und dem Hauptort der Umgegend, dem vicus Lopodunum (Ladenburg), der seinen keltischen Namen sich bewahrt hatte, unterstellt. Beide gehörten zur Provinz Germania Superior.

In der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts erlag die römische Herrschaft auf dem rechten Rheinufer dem Ansturm der Germanen, und zwar dem der Alemannen. Aber noch über hundert Jahre dauerten die Versuche der Römer, das verlorene Gebiet zurückzuerobern. Lange behaupteten die neuen Besitzer das Gebiet nicht. Nachdem sie es zuerst vorübergehend den Burgundern, die in Worms um 400 ihr etwa 30—40 Jahre dauerndes Nibelungenreich gründeten, hatten überlassen müssen, mußten sie seit 496 den kriegsgeübten Franken weichen, die von da ab das untere Neckarland besiedelten. Welche Schicksale unsere beschriebene Niederlassung in diesen Kriegsstürmen, die über die Grenzlande dahinbrausten, erlitt, kann sich nur die Phantasie ausmalen. Dennoch scheint sie nie ganz verlassen gewesen zu sein.

Allmählich begann das Christentum einzudringen. Die Mönche des 764 gegründeten Klosters Lorsch gewannen reichen Besitz in unserer Gegend. An Stelle des alten Merkurtempels auf dem Heiligenberg gründeten sie eine dem heiligen Michael geweihte Basilika mit einem Kloster, das die Umgegend im Glauben stärken sollte. In ihren Urkundenbüchern tauchen nun zuerst die deutschen Namen der Dörfer zu beiden Seiten des Flusses auf. Da erscheint 769 am linken Ufer Bergeheim, 765 das kleinere von dem Nachbarort Handschuhsheim abhängige Niovenheim (782 Niuvenhofen in confini Henthscuhesheim).

Seit jener Zeit stehen wir auf festem historischen Boden. Alle drei Dörfer sind später Teile der im Tale heranblühenden Stadt geworden: Bergheim 1392, Neuenheim 1891, Handschuhsheim 1903. Sie selbst waren jedem Angriff zu leicht ausgesetzt, als daß sie hätten in den unruhigen Fehdezeiten des Mittelalters höhere selbständige Bedeutung gewinnen können.

---

2. Heidelberg als Residenz von Kurpfalz.

Das Bedürfnis der Ritter nach befestigten Wohnsitzen, wo sie ihrer Feinde sich erwehren konnten, führte sie leicht auf die unzugänglicheren Berge. Zur Anlage einer Burg erschien der vom Königstuhl herabfallende Vorhügel, der sogenannte Kleine Gaisberg, auf dem jetzt die Molkenkur steht, mit seinem unteren Vorsprung, dem Jettenbühel, auf dem das spätere Schloß erbaut ist,

wir auf eine recht stattliche Niederlassung, die sich in langer Friedenszeit glücklich entwickeln mochte, an den beiden Neckarufern schließen. Von den Römern wurde sie civitas Sueborum Nicretum genannt und dem Hauptort der Umgegend, dem vicus Lopodunum (Ladenburg), der seinen keltischen Namen sich bewahrt hatte, unterstellt. Beide gehörten zur Provinz Germania Superior.

In der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts erlag die römische Herrschaft auf dem rechten Rheinufer dem Ansturm der Germanen, und zwar dem der Alemannen. Aber noch über hundert Jahre dauerten die Versuche der Römer, das verlorene Gebiet zurückzuerobern. Lange behaupteten die neuen Besitzer das Gebiet nicht. Nachdem sie es zuerst vorübergehend den Burgundern, die in Worms um 400 ihr etwa 30—40 Jahre dauerndes Nibelungenreich gründeten, hatten überlassen müssen, mußten sie seit 496 den kriegsgeübten Franken weichen, die von da ab das untere Neckarland besiedelten. Welche Schicksale unsere beschriebene Niederlassung in diesen Kriegsstürmen, die über die Grenzlande dahinbrausten, erlitt, kann sich nur die Phantasie ausmalen. Dennoch scheint sie nie ganz verlassen gewesen zu sein.

Allmählich begann das Christentum einzudringen. Die Mönche des 764 gegründeten Klosters Lorsch gewannen reichen Besitz in unserer Gegend. An Stelle des alten Merkurtempels auf dem Heiligenberg gründeten sie eine dem heiligen Michael geweihte Basilika mit einem Kloster, das die Umgegend im Glauben stärken sollte. In ihren Urkundenbüchern tauchen nun zuerst die deutschen Namen der Dörfer zu beiden Seiten des Flusses auf. Da erscheint 769 am linken Ufer Bergeheim, 765 das kleinere von dem Nachbarort Handschuhsheim abhängige Niovenheim (782 Niuvenhofen in confini Henthscuhesheim).

Seit jener Zeit stehen wir auf festem historischen Boden. Alle drei Dörfer sind später Teile der im Tale heranblühenden Stadt geworden: Bergheim 1392, Neuenheim 1891, Handschuhsheim 1903. Sie selbst waren jedem Angriff zu leicht ausgesetzt, als daß sie hätten in den unruhigen Fehdezeiten des Mittelalters höhere selbständige Bedeutung gewinnen können.

---

2. Heidelberg als Residenz von Kurpfalz.

Das Bedürfnis der Ritter nach befestigten Wohnsitzen, wo sie ihrer Feinde sich erwehren konnten, führte sie leicht auf die unzugänglicheren Berge. Zur Anlage einer Burg erschien der vom Königstuhl herabfallende Vorhügel, der sogenannte Kleine Gaisberg, auf dem jetzt die Molkenkur steht, mit seinem unteren Vorsprung, dem Jettenbühel, auf dem das spätere Schloß erbaut ist,

sehr geeignet. Steil steigen sie an drei Seiten empor und waren schwer zu ersteigen, versteckt lagen sie im Tale, und doch war der Blick geöffnet über den Ausgang des Neckars und über einen großen Teil der weiten Ebene. So wurde wohl schon im 12. Jahrhundert die erste Burg auf dem Jettenbühel angelegt und um 1300 eine zweite auf dem kleinen Gaisberg als Vorwerk hinzugefügt. (Vgl. S. 34.)

In ihrem Schutze siedelten sich zuerst an den Abhängen des Berges, der Stelle der heutigen Bergstadt, hörige Leute, dann auch weiter unten, in der Talebene, freie Bürger an.

Wer der Gründer der Burg und somit auch der Urheber der Stadt war, ist ganz ungewiß. Daß der Staufe Konrad, der Halbbruder Friedrich Barbarossas, der 1146 mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein belehnt wurde und sie mit seinem umfangreichen Hausbesitz im Wormser und Speyerer Gau vereinigte, sich auch bei Heidelberg festgenistet und gar hier seinen dauernden Wohnsitz gehabt habe, ist zwar eine gewöhnliche Annahme, aber wir wissen urkundlich gar nichts darüber. Wir wissen nicht einmal, ob Heidelberg ein Lehnsbesitz der Staufen war. Sicher ist aber, daß es zum Bistum Worms gehörte und daß Bischof Heinrich 1225 dem Herzog Ludwig von Bayern aus dem Geschlecht der Wittelsbacher, der 1215 mit seinem Sohne Otto die durch Aussterben der staufischen und welfischen Vorgänger erledigte Pfalzgrafschaft bekommen hatte, auch die Feste Heidelberg mit ihrer Ortschaft samt der Grafschaft Stahlbohel (Lobdengau) zu Lehen gab, um ihn und seine Nachkommen dadurch dem Wormser Bistum zu Beistand und Rat zu verpflichten. Wenige Tage später stellte Ludwig die erste Urkunde in Heidelberg aus.

Ein Jahrhundert waren Bayern und die Pfalz vereinigt; dann erfolgte die Trennung beider Lande durch Kaiser Ludwig den Bayer, der Bayern behielt, und die Söhne seines Bruders Rudolf, die die Pfalz erbten. Es geschah im Vertrag von Pavia 1329. Seitdem bildete sich, besonders unter dem ebenso tatkräftigen und klugen, wie gerechten und gütigen Ruprecht I., ein selbständiger mächtiger Staat, für den er 1356 im Wettstreit mit der eifersüchtigen Bruderlinie die Kurwürde gewann. Heidelberg aber ward die Residenz des neubegründeten Staates Kurpfalz, noch mehr, es ward auch der Sitz der Universität, die der ehrwürdige Herrscher (1386) in seinem 77. Lebensjahre, dem Vorbilde Karls IV. nacheifernd, für sein Land begründete.

Nur bescheidenen Umfang nahm dies älteste Heidelberg ein. Es reichte nur genau so weit, wie es durch seine beiden Burgen beherrscht werden konnte, nämlich vom östlichen Abhang des Jettenbühels bis dahin, wo der westliche des Molkenkurhügels mit der tiefeinschneidenden Talklinge sich herabsenkt. Vom östlichen Ende der unteren Burg lief die Stadtmauer, natürlich mit vorliegendem Graben, zum Neckar hinab. An der Stelle, wo die Leyer-

gasse in die Hauptstraße mündet, führte das Obere Tor (Leyertor) nach Osten ins Tal hinein. Am Neckar zog die Mauer, unterbrochen durch das Brückentor, gegen Westen bis zur Mantelgasse, wo sie nach Süden umbog, die Hauptstraße und den jetzigen Ludwigsplatz überschreitend, gerade auf den jetzt noch erhaltenen alten Hexenturm zu. Die Hauptstraße öffnete sich gegen Westen in dem später sogenannten Mitteltor, das bei der jetzigen Filiale der Rheinischen Kreditbank stand. Der Graben, der sich vor der Westmauer hinzog, hat der späteren Grabengasse den Namen gegeben, während die Mantelgasse noch in der Altstadt lag und von dem Mauermantel so genannt war. Die südliche Mauer verband den Hexenturm mit dem westlichen Abfall der unteren Burg in der Richtung der Zwingerstraße, die später eben an dem ehemaligen Zwinger entlang gebaut wurde. Den südlichen Ausgang bildete am Ende der Kettengasse das Kettentor oder Marktbrunnentor. Es führte von der eigentlichen Stadt in die von ihr örtlich und politisch getrennte Bergstadt. Diese hatte wieder ihre besondere Umringung; ihr westliches Tor, das Keltertor, stand an dem jetzigen Breitwieserschen Hause, ferner hatte sie auch noch bis 1742 eine besondere Gemeindeverfassung mit manchen Vorrechten und Freiheiten, aber auch mit persönlichen Verpflichtungen gegen den Burgherrn, der mit seinen Burgvögten zugleich der Gerichtsherr war. Palisaden verbanden wohl die obere Burg auf dem kleinen Gaisberg mit der unteren, sowie mit der westlichen Berg- und Altstadt.

Den Mittelpunkt dieses kleinen Städtchens bildete der Markt; wie heute durchschnitt die Hauptstraße es der Länge nach, die übrigen Gassen in der Quere. In den Lageplan der alten Stadt hat selbst der Neubau nach dem großen Brande von 1693 nichts Wesentliches geändert. Die Pfarrkirche hatte man, um Raum in der Stadt zu sparen, außerhalb der Mauern erbaut; es war die alte Peterskirche; innerhalb derselben war nur die ebenfalls sehr alte Kapelle zum heiligen Geist, die aber von jener, der Peterskirche, abhängig war.

Indessen den unter Ruprecht I. angewachsenen Bedürfnissen konnte der enge Raum nicht mehr genügen. Füllte sich die Stadt doch schnell durch die Professoren und zahlreich herbeieilenden Studenten. So mußte sie weiter ausgedehnt werden, und dies geschah 1392 durch Ruprecht II. in großartigem Maßstabe, indem er die Stadt bis unmittelbar an den Ausgang des Tales erweiterte. Nach und nach wurde die so gewonnene Vorstadt auch befestigt; die neue Westmauer mit ihrem Graben zog sich an der heutigen Sophienstraße entlang. Neben dem heutigen „Darmstädter Hof" stand das Speyerer, spätere Mannheimer Tor, das in die Ebene hinausführte. Die Südmauer lief an der Nordseite der jetzigen Leopoldstraße entlang, unterbrochen von dem Schießtor am Ausgang der Schießtorstraße, dann zum Klin-

gentor hinauf und vereinigte sich danach mit der Befestigung der Bergstadt. Am Aufstieg des Gaisberges wurden etwa 1450—1500 die Schanzen Trutzkaiser und Trutzbayer durch Friedrich den Siegreichen und Philipp den Aufrichtigen erbaut; dagegen flog 1537 infolge einer Pulverexplosion die Burg auf der Molkenkur in die Luft.

Zur Besiedelung der neuen Vorstadt zog der Kurfürst auch die Bewohner des Dorfes Bergheim heran, die ihre Hütten draußen abbrechen und hier wieder aufbauen mußten. Zu dieser Maßregel trieb auch noch eine andere Rücksicht. Als Heidelberg aus kleinen Anfängen zur Residenz- und Universitätsstadt emporstieg, war das angrenzende Land über den ganzen Königstuhl hinweg und in der Ebene bereits seit alten Zeiten in dem Besitz der Nachbargemeinde Bergheim. Nur indem diese mit Heidelberg vereinigt wurde, konnte eine Gemarkung für die Stadt gewonnen werden und damit eine Allmendnutzung. Der Hauptteil des jetzigen Heidelberger Stadtallmends gehörte ursprünglich dem Dorfe Bergheim. Für so große Opfer wurden die Bauern hinreichend entschädigt, indem sie der Vorrechte, der Freiheiten und des Schutzes der Stadt dauernd teilhaftig wurden, außerdem auch noch für die ersten Jahre von manchen Abgaben befreit blieben. So lebten Städter und Bauern beieinander, nahe genug und doch ziemlich deutlich getrennt. Eine weitere Vorstadt bildete sich auch im Osten vor dem Oberen Tor bis gegen das heutige Karlstor hin.

Auf dem Marktplatz erhob sich, veranlaßt durch Ruprecht III., der zehn Jahre lang auch die deutsche Königskrone trug, seit dem Jahre 1400 in neuer, prächtiger Gestalt die Heilig-Geistkirche, die aus der Abhängigkeit von der Peterskirche befreit und zu einem mit der Universität verbundenen Kollegialstift erhoben wurde. So wurde zugleich auch für die niedergerissene Kirche von Bergheim Ersatz geschaffen.

Jahrhunderte vergingen, während derer die Stadt die Freuden und Leiden des Herrscherhauses teilte. Es gelang ihr nie, als Handelsstadt eine höhere Bedeutung zu erlangen. Ihr Charakter als Residenz eines der erlauchtesten Geschlechter des Reiches, als Sitz einer Universität sicherte ihr doch einen hervorragenden Platz unter den anderen deutschen Städten. Sie litt unter mancher Fehde, die die Kurfürsten mit ihren Feinden auszufechten hatten, sie nahm aber auch Anteil an den oft glänzenden Feierlichkeiten bei den Familien- und Prunkfesten des Hofes, beim Empfange fürstlicher, ja kaiserlicher Besuche, sie sah unter Wenzel 1384 sogar den ganzen Reichstag in ihren Mauern versammelt; besonders großartig ward das Tournier im Jahre 1482 gefeiert, wo die geladenen Fürsten, Grafen, Herren und Ritter mit nicht weniger als 3500 Pferden anwesend waren. Dazu kamen die Feste der Kirchen und Klöster, die feierlichen Akte der Universität, schließlich die der

Bürgerschaft selbst, z. B. die großen Schützenfeste im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Zur Zeit der Reformation regierte Ludwig V. (1508—1544), ein friedlich denkender, ruhiger und vermittelnder Fürst, kein Anhänger der neuen Lehre, aber auch nicht ihr fanatischer Gegner; Luther empfing er, als dieser 1518 in Heidelberg über seine Thesen disputierte, selbst auf dem Schloß und ließ ihn durch Pfalzgraf Wolfgang herumführen. Immerhin, seine Politik war habsburgisch, woraus er mancherlei Vorteile zog; deshalb konnte er nicht dulden, daß das Luthertum offen eingeführt würde, dem heimlichen Eindringen wehrte er nicht. Sein Bruder Friedrich II. (1544—1556) versuchte dies System fortzusetzen, doch 1546 mußte er den Heidelbergern, die ihre Hinneigung zur Reformation im Jahre zuvor bei der Messe in der Heilig-Geistkirche demonstrativ bewiesen hatten, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zugestehen. Allein erst unter seinem Nachfolger Otto Heinrich (1556—1559), dem großen Fürsten der Reformation und Renaissance, wurde die lutherische Lehre zur herrschenden gemacht, Stadt, Land und Universität vom Geiste des Mönchtums ganz befreit. Von da ab aber hatte die Pfalz durchzukosten, was der Grundsatz „cujus regio ejus religio" bedeutete. Der Nachfolger Otto Heinrichs, Friedrich III. (1559—1576), der erste aus der Simmernschen Linie, war reformiert und zwar bigott in seinem Glauben, dessen erster Sohn Ludwig VI. (1576—1584) wieder lutherisch, sein zweiter, Johann Casimir (1584—1592), samt seinen beiden Nachfolgern, Friedrich IV. (1592—1610) und Friedrich V. (1610—1633) wieder reformiert; dann kam die Annexion der Pfalz durch den katholischen Maximilian von Bayern (bis 1649). Und jeder Wechsel im Glauben der gerade das Szepter schwingenden Landesherren griff auch gewalttätig in das ganze öffentliche Leben, in das religiöse Empfinden der Untertanen ein. Nicht weniger als fünfmal im Laufe von 70 bis 80 Jahren hat die Pfalz ihren Glauben wechseln müssen. Einmal (1572) sahen die Heidelberger sogar das Schauspiel, daß der Inspektor Sylvanus von Ladenburg, der zum Arianismus hinneigte, auf ihrem Markte in Gegenwart seiner beiden jungen Söhne und der ganzen Einwohnerschaft hingerichtet wurde.

Unter Karl Ludwig (1649—1680) folgte eine Zeit weitherziger Toleranz: er ließ zwar den reformierten Glauben wieder herstellen, duldete aber auch die beiden anderen Konfessionen und baute sogar den Lutheranern eine eigene Kirche, die Providenzkirche. Allein nach dem Aussterben des Simmernschen Hauses (1685) kam die katholische Linie Pfalz-Neuburg an die Regierung, die nun wieder ihr Möglichstes tat, ihren eigenen Glauben den Untertanen aufzuzwingen.

So unruhevoll auch die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in kirchlicher Hinsicht war, gerade in dieser Zeit

trat die Pfalz politisch bedeutsam in den Vordergrund, gewann die Universität unter großen Lehrern einen Weltruf und zog Studenten aus allen Landen herbei. Das hob natürlich auch die Bürgerschaft; nach dem Vorbild der Kurfürsten, die seit Ludwig V. (1508—1544) unausgesetzt ihren Stammsitz erweiterten und ausschmückten, entfaltete sich auch in der Stadt eine rege Bautätigkeit.

Ueberaus anschaulich tritt uns das Bild der Stadt entgegen, wie wir es nach dem großen Stiche Merians aus dem Jahre 1620 vor uns sehen; damals mochte sie etwa 6400 Einwohner zählen. Während oben auf dem sogenannten „kleinen Gaisberge" nur noch einige Trümmer der ehemaligen „oberen Burg" zu erkennen sind, steht das Schloß mit seinem Glanze vollendet da, umgeben von dem kunstvollen Garten, den der Winterkönig Friedrich V. eben erst hatte anlegen lassen. Zu seinen Füßen breitet sich die Altstadt aus, die von der vielfach betürmten Stadtmauer umringt und von engen Straßen und Gassen durchzogen ist; jeder noch so kleine Raum in ihr ist ausgenutzt und ausgebaut. In der Mitte liegt der Markt, auf ihm erhebt sich die stolze Heilig-Geistkirche mit ihrem damals spitzen und schlanken Turm. Gegenüber am Markt liegt das Rathaus, vor dem eine große Linde steht, nebenan an der Ecke der danach benannten Hirschstraße der Gasthof zum Hirschen, damals die berühmteste Herberge Heidelbergs, in der z. B. Götz von Berlichingen den Bischof von Bamberg so köstlich abfahren ließ, in der angeblich auch der ewig durstige Herr von Rodenstein seine Dörfer vertrank.

Im Osten der Altstadt erkennen wir das ehemalige Barfüßerkloster, nahe dabei, ganz am Fuße des Schlosses, die Kanzlei, das Hofgericht und die Münze, zwischen Haspelgasse und Pfaffengasse das große Kaufhaus.

Nahe dabei, zwischen der unteren und Hauptstraße, in der Nähe der Dreikönigstraße, liegt das Auditorium jurid. et medic., etwa an der Stelle des heutigen Amtsgerichts das Auditorium philos., das Contubernium Academicum oder die Bursch, das Hauptgebäude für die Studenten, in dem auch Wohnungen für sie, das Senatszimmer und die Bibliothek waren; hart am Graben, an Stelle der heutigen Universität das Collegium Casimirianum, gegenüber, zwischen Augustinergasse und Heugasse, das Auditorium theologiae oder Collegium sapientiae. So nahmen die oft recht umfangreichen Gebäude der Universität allein einen beträchtlichen Raum in der engen Stadt ein. Giebelstolz schauen die Privathäuser auf die Straßen hernieder, deutlich erkennen wir u. a. das 1592 erst durch den Hugenotten Bélier neu erbaute, herrliche Renaissancehaus, jetzigen Gasthof zum Ritter. Andere hervorragende Gebäude waren die Höfe der adligen Herren und pfälzischen Vasallen, vielfach in der Hirschstraße und dem

„kalten Tal“, der jetzigen Karlstraße, gelegen: der Grafen von Leiningen, von Sponheim, der Freiherren Helmstatt, Venningen, Hirschhorn, Sikkingen, Bettendorf, Landschaden von Steinach u. a., der Bischöfe von Worms und Speyer, der Aebte von Maulbronn und Schönau. Eine mit einem Holzdach und gegen die nördliche Seite mit einem Turm geschützte Brücke führte von Norden durch das heute noch erhaltene Brückentor zur Stadt hinein.

Noch waren Alt- und Vorstadt durch die Mauern getrennt; aber der Graben war doch wenigstens in seiner südlichen Hälfte zugeschüttet, nur die nördliche Hälfte war noch offen, aber trocken, so daß man Bären darin hegen konnte. In der Vorstadt war es geräumiger und freier; ein großer Teil wurde noch durch Gärten eingenommen. Frei lag etwa zwischen Theaterstraße und Plöck gegen die Märzgasse hin der alte Kurfürstliche Garten, der sogenannte Herrengarten, in dem größere Festlichkeiten abgehalten wurden, wie das beliebte Ringelrennen; auch gingen hier die Studenten gern spazieren, die sich dabei in dem angrenzenden Schießhause ergötzten. Im Osten davon erhob sich inmitten des alten Friedhofes die alte Peterskirche, ebenfalls mit einem hohen spitzen Turm; im Westen, nahe der äußeren Stadtmauer, lag ein zweiter Friedhof, der sich an die St. Annenkapelle anschloß.

Einige größere Gebäude standen an der Hauptstraße, z. B. das „englische Haus“, der frühere Wormser Hof, neben ihm die Geschützgießerei, das Gießhaus, in der Ziegelgasse das Ballhaus, nahe dabei, an Stelle des heutigen Friedrichsbaues, das alte Prediger-Kloster, das jetzige Reiche Spital. Düster und trotzig erhoben sich am Neckar nahe dem Graben, der Alt- und Vorstadt trennte, die Mauern und Türme des von Ludwig V. um 1520 erbauten Zeughauses, späteren Marstalls, an dessen südlicher Seite in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein geradezu großartiger Renaissancepalast entstanden war. Sonst aber waren wohl die schlichten Häuser der alten Bergheimer Bauern in der Vorstadt vorherrschend.

Es war die Zeit des höchsten Glanzes, aber das Unheil stand bereits vor der Tür; näher und näher rückten die Heeresmassen Tillys, des Feldherrn der Liga, die den von Friedrich V. keck hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm, ihn von seinem Königsthron in Böhmen wieder herabstieß, dann dem zurückweichenden Mansfeld mit ihren Truppen in die Pfalz nachrückte.

Im Sommer 1622 begann Tilly die Belagerung der pfälzischen Hauptstadt. Für diese war die Sachlage von vornherein höchst bedenklich. Außer ihr, Mannheim und Frankenthal war das ganze Land im Besitz des Feindes, dessen zuchtlosen Horden es schutzlos preisgegeben war; ein Entsatz war kaum möglich, denn Georg Friedrich von Baden war bei Wimpfen, Christian von Halberstadt bei Höchst geschlagen, Mansfeld war nach den

Niederlanden abgezogen, Friedrich V. selbst hatte seine Sache verloren gegeben und sich der Gnade des Kaisers empfohlen. Die Regierungsbehörden und Hofbeamten hatten sich angesichts der drohenden Gefahr in schimpflicher Eile geflüchtet und dadurch ein böses Beispiel gegeben. Die Bürger selbst litten schwer unter der undisziplinierten, rohen Soldateska, die die Stadt verteidigen sollte, und ihrem rücksichtslosen Anführer van der Merven, einem Niederländer. Allein dieser war ein strammer Soldat und fest entschlossen, seine Ehre zu wahren, die Stadt auf alle Fälle so lange wie möglich zu halten. Wohl verwahrt war sie; zu den uns bekannten Festungswerken hatte man noch Schanzen an bedrohten Stellen hinzugefügt, draußen am Abhang des Gaisberges das „Krähennest", am alten Schloß (auf der Molkenkur) das „Affennest", oberhalb der Schloßterrasse, am Fasanengarten, eine weitere; der Brückenkopf am rechten Ufer war ebenfalls befestigt, weiter abwärts schützte den Zugang, sowie die Vorstadt eine am Abhang des Heiligenberges angelegte Schanze.

Zunächst versuchte Tilly Ende Juni den Angriff von Norden her; von seinem Hauptquartier in Handschuhsheim aus ließ er den Heiligenberg besetzen; allein seine wiederholten Versuche wurden energisch abgewiesen. Nach einer Woche zog er sich zurück, ging bei Ladenburg über den Neckar und nahm sein Hauptquartier in Leimen, um vom Gaisberg und Königstuhl herab seine Angriffe zu erneuern. Mehrere Wochen brauchte er, sich für den Hauptangriff durch Herbeischaffung von Belagerungswerkzeug, Geschütz, Munition u. dergl. zu rüsten; wacker wehrten sich die Soldaten, von den Bürgern unterstützt; unentschieden schwankte der Angriff hin und her.

Endlich gelang es Tilly, Ende August das Krähennest, zwei Tage darauf das Affennest zu erobern. Am 5./15. September war alles zum Generalsturm bereit. An diesem und am nächsten Tage wurde er ausgeführt. Trotz tapferer Gegenwehr erstürmte Tilly endlich den Trutzkaiser und den Trutzbayer, gleichzeitig setzten die Kroaten vom rechten Ufer her, wo ebenfalls die Schanzen tags zuvor genommen waren, durch den Neckar und brachen in die auf dieser Seite wenig geschützte Vorstadt ein. Da mußte der Rückzug in die Altstadt angetreten werden, aber auch sie ging bald verloren, da auch der Brückenkopf genommen wurde. Nur das Schloß bot den Soldaten und den dorthin flüchtenden Bürgern noch einigen Schutz. Drunten aber hausten die Soldaten nun in ihrer bekannten Grausamkeit durch Plünderung und Mißhandlung der wehrlosen Bürger und ihrer Frauen. In der Vorstadt stieg die Feuersäule in die Höhe, 40 Häuser, darunter das schöne Hospital, fielen dem wütenden Elemente zum Opfer. Drei Tage vergingen darüber, da führten die inzwischen eingeleiteten Verhandlungen zum Ziel: in Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit bewilligte Tilly dem Kommandanten und seiner Truppe, die nur 1500 Mann zählte, freien Abzug.

Die Bürger überließ van der Merven ihrem Schicksal. Aber auch so gebot Tilly der weiteren Verwüstung Einhalt; denn die Pfalz war ja der Preis, den sich Maximilian für seine Hilfe ausbedungen hatte, und so lag dem Feldherrn daran, sie möglichst unversehrt seinem Herrn zu erhalten. Dieser begann nun sofort von neuem durch die von ihm geschickten Mönche, die von den alten Klöstern wieder Besitz nahmen, das Werk der Bekehrung an den Einwohnern. Einen unersetzlichen Verlust aber erlitt Heidelberg, als Maximilian dem Papste auf dessen Bitte die kostbare, besonders durch Otto Heinrichs Sammeleifer weltberühmte bibliotheca Palatina zum Geschenk machte. Selbst die schlichten Heidelberger Bürger schmerzte es bitter, als der päpstliche Nuntius sie aus ihrem Standort, der Heilig-Geistkirche, herausholen und in großen Wagenladungen davonschleppen ließ.

Zehn Jahre dauerte die bayerische Herrschaft: 1633 eroberten die Schweden die Stadt und das Schloß ziemlich leicht und hielten wenigstens dieses im nächsten Jahre wacker gegen die anstürmenden Kaiserlichen. Erst 1635 fiel Heidelberg dem aufs neue andrängenden kaiserlichen Feldherrn Gallas anheim; und von nun an entfaltete der Krieg seine ganze furchtbare Roheit. Im Verein mit der Hungersnot und der Pest, den unheimlichen Würgern, machte die immer bestialischer hausende Soldateska das blühende Land zu einer traurigen Einöde. Dazu kamen die kirchlichen Bedrängnisse: der Besuch der katholischen Kirchen wurde 1641 sogar bei Geld- und Gefängnisstrafe befohlen.

Wenn auch die volle Wucht des Krieges zumeist das flache Land traf, so wurde doch auch die Stadt hart genug mitgenommen, und das alte Heidelberg wird uns (1662) als eine alte, unförmliche Stadt geschildert, die aus lauter hölzernen Häuser bestehe. Wenn irgendwo, so geschah hier gewiß alles, die Not und das Elend zu lindern, aus den Trümmern Neues zu schaffen; denn Karl Ludwig (1649—1680), der Sohn des Winterkönigs, der 1649 das Erbe seiner Väter wieder antrat, war ein wahrhafter Landesvater. Unverzüglich richtete er die Universität, die zwei Jahrzehnte lang eingegangen war, von neuem ein und half ihr zu neuer Blüte im Sinne weiser Duldsamkeit; niemand sollte mehr seiner Religion wegen vertrieben werden. In seiner ökonomischen Verwaltung, wie in seiner herrischen Gesinnung hatte er etwas Aehnlichkeit mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen, an geistiger Bildung wie an Vorurteilslosigkeit überragte er ihn weit; doch fehlte ihm wieder der sichere praktische Blick in der Wertschätzung der realen Fundamente des Staates. Er baute vielfach in die Luft, als er mehr diplomatischen Verhandlungen, als der in der Wehrkraft des eigenen Landes ruhenden Macht vertraute. Er glaubte zum Nutzen seiner Untertanen die Ausgaben für ein starkes Heer sparen zu können. Das war es, was neun Jahre nach seinem Tode das erneute Ver-

derben der Pfalz beschleunigte, was sie fast wehrlos zum Spielball der Mächte machte, als der Orléanssche Erbfolgekrieg 1688 losbrach und die Franzosen sich des Landes bemächtigten. Ohne Schwertstreich übergab sich die Residenz dem Feinde, der sie zu schonen versprach und besonders die Protestanten bei ihrer Religionsübung beließ. Die Bürger sollten den einquartierten Soldaten nur Wohnung, Holz und Licht geben.

Allein als die Franzosen einmal in der Stadt waren, hielten sie den Vertrag nicht im mindesten, sondern forderten harte Kontributionen ein Als dann vollends Ludwig XIV. durch die glorreiche Revolution, die England ebenfalls in das Lager der Verbündeten hinüberführte, seines besten Verbündeten beraubt wurde, da beschloß er, auf Anraten seines Kriegsministers Louvois, den Rückzug seiner Armee am Rhein dadurch zu decken, daß er das Grenzgebiet in eine Wüste verwandelte, über die die Feinde nicht so leicht nachfolgen könnten. Der berüchtigte Befehl: „brulez le Palatinat" erging und wurde in teuflischer Weise von dem General Melac durchgeführt, trotz der inständigsten Bitten der Tochter Karl Ludwigs, der liebenswürdigen und tapferen Liselotte, die dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orléans, vermählt war. Alle Dörfer der Umgebung gingen in Flammen auf, erbarmungslos wurden die armen Bewohner in die bittere Winterkälte hinausgetrieben. Am Morgen des 2. März 1689 ging man auch in Heidelberg ans Werk. Zuerst wurden in das Schloß Pechkränze geworfen, die den größten Teil des herrlichen Baues in Flammen setzten, dann die gelegten Minen angezündet, die aber nur an den nördlichen Befestigungswerken ihre Wirkung taten. Dann kam die Stadt an die Reihe, wo die Brandlegung an verschiedenen Stellen zugleich ins Werk gesetzt wurde. Allerdings gelang das Werk auch hier nicht vollkommen. Der Grund lag in dem Edelmut mehrerer französischer Offiziere, die den unmenschlichen Befehl selbst nur mit tiefem Widerwillen vollführten, es duldeten, daß die Bürger schnell wieder löschten, selbst rieten, nasses Stroh anzuzünden, um durch den entstehenden starken Qualm den nicht mehr anwesenden Peiniger Melac aus der Ferne zu täuschen. So kam es, daß neben vielen beschädigten Häusern damals nur einige 30 Häuser ganz niedergebrannt wurden. Höchst unzufrieden war daher nachträglich Louvois über die mangelhafte Befolgung seiner Befehle.

Indessen im Mai 1693 kamen die Franzosen wieder; da wurde das Versäumte nachgeholt. Der neue Feldzug des Jahres sollte mit einer action d'éclat eröffnet werden. Damals war Heidelberg wieder so weit in Verteidigungszustand gesetzt, daß es trotz vieler Mängel, trotz seiner kleinen Garnison wohl hätte gehalten werden können, bis der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden mit der Entsatzarmee herankam. Allein der kaiserliche Feldmarschall-Leutnant Hedersdorf überlieferte sie in beispielloser Feigheit und Ehrlosigkeit, für die er später vor dem ganzen

Heere seine verdiente Strafe erhielt. Dann erfolgte, diesmal gegen den Befehl der französischen Offiziere, nach wildem Plündern und schändlichen Mißhandlungen der Bevölkerung, die vollständige Einäscherung der ganzen Stadt, von der nur ganz wenige Häuser, darunter der herrliche „Ritter", übrig blieben. Selbst die Heilig-Geistkirche, in die sich die geängstigten Einwohner geflüchtet hatten, entging dem Schicksal nicht. Nur mit Mühe gelang es, die eingepferchte Menge vor dem qualvollen Massenverderben zu retten. Dann plünderten und verheerten die Soldaten die verlassene Kirche, zertrümmerten sinnlos die wundervollen Grabdenkmäler der Kurfürsten, rissen frevelmütig deren Gebeine aus den Grüften, so daß kaum ein Grab von den vielen verschont blieb. In den nächsten Tagen wurde auch das Schloß von neuem zertrümmert, jetzt taten die Minen auch an den südlichen Festungswerken ihr Werk, der Brand vernichtete vollends die wenigen 1689 noch übrig gebliebenen Schloßbauten. So ward der herrliche Palast in den Zustand versetzt, in dem wir ihn heute noch vor uns sehen. Ludwig XIV. aber ließ daraufhin eine Denkmünze schlagen, die auf der einen Seite die brennende Stadt, die weinende Stadtgöttin, den zürnenden Flußgott und die triumphierende, von Boileau verfaßte Aufschrift „Heidelberga deleta" zeigte, auf der anderen das Bild des Königs mit der Umschrift „Ludovicus Magnus, rex Christianissimus". Es ist ein Denkmal der Ehre für Heidelberg, dessen Zerstörung man solche Bedeutung beimaß, der Schande für die „grande nation".

---

3. Heidelberg im 18. Jahrhundert.

Erst nach dem Frieden von Ryswyck ward Heidelberg wieder aufgebaut; der alte Lageplan wurde beibehalten, aber die Häuser zeigten ein neues Bild, nicht mehr die mittelalterlichen Bauten mit den steilen, malerischen Giebeln; der süddeutsch-italienische Barockstil zeigte andere Formen, horizontalen Dachabschluß; der früher gewiß häufige architektonische Schmuck wich einer nüchternen Auffassung. Eine neue Blüte sollte überhaupt der altehrwürdigen Pfälzer Residenz nicht in früherer Art beschieden sein. Kein Karl Ludwig erstand ihr wieder. Diesem war sein unfähiger Sohn Karl (1680—1685) gefolgt, mit dem die Simmernsche Linie ausgestorben war. Dann hatte die katholische Neuburger Linie das Erbe angetreten, deren erster, der alte Philipp Wilhelm (1685—1690), noch vertragsmäßig die Rechte der Protestanten achtete. Um so weniger geschah dies von seiten seiner Söhne, des Johann Wilhelm (1690—1716) und des Karl Philipp (1716—1742)

Für die wahren Bedürfnisse des Landes hatten sie kein Verständnis. Sie gaben Steine statt Brot, Religionsedikte statt werktätiger Unterstützung; von Jesuiten beraten, hatten sie vor allem das Wohl der alleinseligmachenden Kirche im Auge und bedrückten die Protestanten durch gewalttätigen oder schleichenden Bekehrungseifer. So konnte es kommen, daß wiederum so mancher Pfälzer der Heimat den Rücken kehrte, daß im 18. Jahrhundert sogar Pfälzer und Auswanderer gleichbedeutende Worte waren. Von neuem zogen die Mönche ein in die Stadt und in die Universität. Das Kloster der Karmeliter stand am Karlstor, das der Franziskaner auf dem heutigen Karlsplatz wurde wieder eingenommen, ebenso das der Dominikaner am Platze des heutigen Friedrichsbaus; von dem alten englischen Hause, der jetzigen „Harmonie", hatten die Kapuziner Besitz ergriffen, dazu kamen zwei Nonnenklöster. Die fensterlosen und schwarzen Klostermauern unterbrachen an mancher Stelle häßlich die heitere Straßenflucht. Dagegen wurde das der Augustiner nicht wieder erbaut, an seiner Stelle wurde der Raum für den heutigen Ludwigsplatz gewonnen. Statt dessen aber wurde den Jesuiten mitten in der Altstadt vom Kurfürsten ein ganz gewaltiges Areal geschenkt, auf dem sich nun nach und nach eine prachtvolle Kirche, riesige Bauten für ihre Kollegien und Schulen erhoben. Sie waren die eigentlichen Herren in Heidelberg.

Johann Wilhelm selbst gefiel es nicht in der zerstörten Stadt, er wohnte lieber in der heiteren Kunststadt Düsseldorf, seiner anderen Residenz. Erst sein Bruder Karl Philipp dachte ernstlich daran, sich des verödeten Stammsitzes seiner Ahnen wieder anzunehmen und Heidelberg wieder zu alten Ehren zu bringen. Inmitten seiner darauf zielenden Entwürfe jedoch geriet er mit den Heidelbergern in einen unheilvollen Zwist wegen der Heilig-Geistkirche. Schon Johann Wilhelm hatte den Evangelischen den Chor weggenommen, ihn den Katholiken zuerteilt und dies durch die zwischen beiden Teilen errichtete Scheidemauer auch äußerlich kenntlich gemacht. Karl Philipp ließ sie 1719 entfernen und nahm gewaltsam die ganze Kirche für seine Glaubensgenossen in Beschlag. Jedoch die Reformierten wollten nicht von dem ehrwürdigen Gotteshaus lassen und setzten mit Hilfe der norddeutschen protestantischen Fürsten, die in ihren Landen Repressalien ergriffen, auch durch, daß der Kurfürst das Geschehene rückgängig machen mußte. Da verließ dieser, ergrimmt über die renitenten Heidelberger, die Stadt und siedelte mit sämtlichen Regierungskollegien nach Mannheim über, wo er sofort den Riesenbau eines neuen Schlosses begann und fortan sein Hoflager einrichtete (1720). Heidelberg hatte für immer aufgehört, Residenz zu sein, und sank zu dem Range einer Provinzialstadt herab. Wohl hatte später der Nachfolger Karl Philipps, Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach (1742—1799) die Absicht, wenigstens zeitweise wieder hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen,

und ließ zu diesem Zweck das Schloß wieder instand setzen; allein 1764, als eben das Werk vollendet war, vernichtete ein Blitzstrahl es wieder und damit auch die frohen Hoffnungen der Heidelberger.

So war die eine Quelle versiegt, aus der der Stadt Wohlstand und Ruhm geflossen war, spärlich genug floß auch die andere. Auch die Universität war dem beschränkten Konfessionalismus verfallen und wurde durch die Jesuiten mit Gewalt wieder in mittelalterliche Anschauungen zurückgezwängt. Der Geist freier Forschung war daraus verbannt. Was auch später Karl Theodor in wohlmeinender Absicht tat, er konnte ihr nicht aufhelfen, das Grundübel wurde nicht gehoben. Mit Ausnahme der evangelisch-theologischen Fakultät waren alle Lehrstühle im Besitze der Jesuiten oder anderer Ordensgeistlicher. Die Zeiten, wo die Universität ein europäisches Ansehen genossen hatte, waren vorbei, nicht einmal in Deutschland wurde sie beachtet, nur Landeskinder oder Studenten aus den Nachbarländern besuchten sie noch. Zwei- bis dreihundert mochten es sein.

Was Wunder, daß es nun still ward in den einst so belebten Gassen. Der fromme Wunsch Karl Philipps, die Stadt solle veröden, daß das Gras vor den Häusern wachse, sowie die Prophezeiung des Barons von Pöllnitz, der 1730 schrieb:

„Die Stadt gerät, da sie keine commercia mehr hat, indem sie vorher bloß von den hoff und denen Regierungscollegiis gelebet, ganz in Abnahme, und wird ohne Zweifel bald in schlechten Umständen sich befinden," schien in Erfüllung gehen zu wollen.

Wohl versuchte Karl Theodor den Verkehr und den Wohlstand in anderer Weise zu beleben. Wie in seinem ganzen Lande, suchte er auch in Heidelberg die Industrie zu wecken und zu heben. Seiden-, Kattun-, Wachs- und Unschlitt-, Tapeten- und andere Fabriken entstanden auf seine Anregung, aber es waren doch lebensunfähige Treibhauspflanzen; einige verkümmerten nach kurzer Blüte wieder, die anderen hielten sich so lange, wie die fürstliche Begünstigung sie durch Privilegien stützte. Einen wahren Wetteifer, selbständigen Unternehmungsgeist konnte der bevormundende Absolutismus nicht entfalten. Die Privilegien, mit denen die Fabrikanten, z. T. Franzosen, ausgestattet wurden, erregten natürlich bei anderen, die dadurch bedrückt und gehemmt wurden, Mißmut, Feindseligkeit, ja zähen, passiven Widerstand. Bei der Anlage der Rigalschen Seidenfabrik, die in der Hauptstraße neben der Providenzkirche stand, trat dies deutlich zu tage, als Heidelberg und alle Gemeinden der Umgebung gezwungen wurden, eine bestimmte Anzahl von Maulbeerbäumen für sie zu pflanzen, im ganzen ungefähr 10 000 Stück. Auf die bitteren Beschwerden der Landbevölkerung hin hörte der über 30 Jahre geübte Zwang erst 1792 auf. Da verschwanden die exotischen Gewächse, die so wie so nicht hatten

gedeihen wollen, schnell und machten Obstbäumen Platz; aus der Rigalschen Maulbeerplantage wurde eine gewöhnliche Baumschule. Die Fabrik selbst ging ein.

Traurig hatte das 18. Jahrhundert für Heidelberg begonnen, ein neuer Schicksalsschlag hatte die schwergeprüfte Stadt während desselben getroffen. Düster und schwer hingen die Wolken über ihr, als das alte Jahrhundert zur Neige ging und das neue einsetzte. Karl Theodor hatte die große Beliebtheit, deren er sich früher bei dem Volke zu erfreuen gehabt, fast ganz eingebüßt; vollends, als die große Revolution jenseits der Vogesen ausbrach, gingen den für ihre Ideen leicht empfänglichen Pfälzern die Augen auf, der Geist offener Widersetzlichkeit wuchs schnell. Voll Groll blickte man auf die steuerfreien Klassen, die käufliche und bestechliche Bureaukratie, die dem in München weilenden Landesherrn in kriechender Liebedienerei huldigte, aber das Volk in schrankenloser Willkür bedrückte, auf die Monopolwirtschaft und die kirchliche Unduldsamkeit, auf den im schamlosen Maitressenwesen versunkenen greisen Fürsten, der dies alles geschehen ließ. Uebrigens hatte ja auch Heidelberg Karl Theodor weit weniger zu danken, als das bevorzugte Mannheim. Außer einigen Zuwendungen für die Universität, der Wiederherstellung des großen Fasses und dem zweifelhaften Geschenke der Industrie hatte der kunstsinnige Fürst vor allem 1786—1788 die schöne, jetzt nach ihm benannte Brücke erbauen lassen; aber die pomphaften Inschriften auf den Denkmälern wurden von der großen Masse schon nicht mehr mitempfunden. Auch die Kosten dieser Kunstwerke, sowie die des Karlstores, das die Stadt mit ungeheuren Mitteln zu Ehren des Kurfürsten hatte erbauen lassen, gaben 1789 mit die Veranlassung zu einer kleinen Bürgerrevolution, die deutlich zeigte, welch ein Mißtrauen bestand zwischen den Bürgern und den Beamten; offen wurden diese der Bestechlichkeit, der Veruntreuung und der Vetternwirtschaft beschuldigt. „Man hat unserem gnädigsten Fürsten auf den Trümmern unserer Wohlfahrt Monumente der Pracht errichtet," ließen sich die Bürger murrend vernehmen.

Erst 1793 wurde das „Revolutionstribunal" durch des Kurfürsten Machtwort aufgelöst.

Schon vor dem Ausbruch der Revolutionskriege war in der Pfalz jeder 19. Einwohner ein Bettler, wie viel größer wurde nicht ihre Zahl in ihrem Verlaufe, die in den Kleinstaaten am Rhein alles Recht, alle Ordnung und Achtung vor dem Gesetze ins Wanken brachten. Da füllten sich die Gebirgswälder mit räuberischem Gesindel; im Odenwald trieben der schwarze Peter, der Genosse des Schinderhannes, der Hölzerlips, der Krämermatthes und andere ihr Wesen, so daß keiner ohne Gefahr das Weichbild der Stadt verlassen konnte, und der Wirt in der Hirschgasse, Ditteney, in ängstlicher Sorgfalt abends Türen und Läden verrammelte und mit geladener Flinte ungebetene Gäste erwartete.



Heidelberg von der Terrasse



Das Schloß von der Molkenkur gesehen

Aufn. von Edm. v. König, Heidelberg

Schlimmer als jedes andere Land hatte die Pfalz auch jetzt als Operationsfeld zu leiden; so wenig wie vor 100 Jahren bewährte sich ihre militärische Kraft. In derselben schimpflichen Feigheit, wie 1693 Hedersdorf Heidelberg, überlieferte der allmächtige Minister, der Graf Oberndorf, 1795 Mannheim den Franzosen, denen er dadurch den Weg nach Heidelberg bahnte.

Verraten und verlassen von seiner Regierung, war das Land schutzlos in dem hin- und herwogenden Kampfe den Durchzügen von Freund und Feind preisgegeben, die beide gleich schlimm hausten.

Gerade als nach anderthalbjährigem Frieden der zweite Koalitionskrieg auszubrechen drohte, starb, wenig betrauert, Karl Theodor (Februar 1799). Ihm folgte Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, ein wohlwollender aufgeklärter Fürst, der spätere König Max I. von Bayern. In der Tat stellte er sofort durch eine Religionsdeklaration das schlimmste Unrecht ab, indem er Konfessionsgleichheit verbürgte und mit der Aufhebung der Klöster begann. Allein auch er war, so gern er helfen wollte, als Herrscher eines Kleinstaates eingeengt zwischen den Großmächten und mußte sein diplomatisches Mäntelchen nach dem Winde drehen. Monate lang mußte Heidelberg (1799) französische Einquartierung dulden; mit wuchtiger Faust pochte der Kriegsgott im Oktober, als gerade die Oesterreicher die Stadt besetzt hielten, an das Brückentor, das sich den aufs neue eindringenden Feinden nach kurzer, ehrenvoller Verteidigung öffnen mußte. Wieder blieb die Stadt anderthalb Monate in ihren Händen und wurde mit einer neuen schweren Kontribution belegt. Bei Marengo und Hohenlinden fielen dann die Würfel über das sterbensmüde Reich und auch über die Pfalz. Schon längst war es bekannt, daß die Franzosen das linke Rheinufer und damit auch den Hauptteil von Kurpfalz, den sie seit vielen Jahren in den Händen hatten, als Siegespreis erhalten würden. Das war für Heidelberg verhängnisvoll. Denn drüben lagen die großen Güter, von denen die Universität erhalten wurde. Diese war deshalb in den letzten Jahren mittellos geworden und tief in Schulden gesunken; die Gehälter konnten nicht mehr bezahlt, die Hörsäle und Institute nicht mehr geheizt werden. So drohte der Krieg endlich auch die äußere Form zu zertrümmern, aus der der Geist bereits entwichen war.

Was sollte überhaupt aus der übrig bleibenden rechtsrheinischen Pfalz, den kümmerlichen Resten des einst so stolzen Kurstaates, werden, aus Heidelberg, das in den letzten 20 Jahren auf 9000 Einwohner herabgesunken war, d. h. um 1000 Einwohner abgenommen hatte? Angesichts der Lüge, der Täuschung und der allen Vaterlandsgefühles baren Selbstsucht der damaligen Diplomatie, der Unterwürfigkeit gegen den Sieger und der Nichtachtung aller aus früheren Zeiten überlieferten Formen wußte niemand diese Frage zu beantworten. Wie ein Alb lag die allgemeine

Unsicherheit auf den Gemütern; mit dumpfer Beklemmung und banger Sorge schied man von dem freudearmen alten, sah man dem dunkeln neuen Jahrhundert entgegen.

---

4. Heidelberg unter badischer Herrschaft.

Doch ein um so schöneres Jahrhundert sollte folgen; Heidelberg sollte aus dem Schatten, in den ein unholdes Geschick es gestellt hatte, wieder ans Licht treten in einem Glanze, wie ihn selbst größere Zeiten der Vergangenheit nicht gekannt hatten.

Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß fielen die Reste von Kurpfalz an Baden. Damit kam Heidelberg unter das Szepter Karl Friedrichs, eines weisen, gütigen Herrschers, eines Regenten, der in seinen Regierungshandlungen nur durch die Rücksicht auf das Wohlergehen seiner Untertanen geleitet wurde, den, als das edelste Musterbild eines aufgeklärten Despoten, Friedrich d. Gr. von allen seinen Mitfürsten am höchsten geachtet hatte. Hochgebildet und geistig bedeutend, wie er war, konnte und wollte er das ihm von den Wittelsbachern überkommene Erbe nicht verkommen lassen. Schon am 3. Mai 1803 gab er das Edikt, das der verwahrlosten Universität wieder einen modernen Geist, neues Leben einhauchte. Dies war um so mehr anzuerkennen, als er dadurch seinem neugegründeten Staate für alle Zeiten verhältnismäßig ganz erhebliche Opfer zumutete. Unter seiner und seiner Nachfolger wohlwollenden Förderung hat seitdem die Hochschule schnell die alte, ihrer ehrwürdigen Vergangenheit nach ihr gebührende Stellung unter den übrigen Schwestern eingenommen; wie früher, strömten zu ihr wieder Jünger aus allen Weltteilen.

Aber noch weit mehr: auch für den Verlust des Hofes sollte das neue Jahrhundert Ersatz bringen. Früher hatte die Lage der Stadt nicht als schön gegolten, eher war das Gegenteil der Fall gewesen. Wenn wir in älteren Zeiten, im 16. und 17. Jahrhundert, hier und da in Oden ihre reizende Lage rühmen hören, so sind dies hohle Redensarten; höchstens die angrenzende sonnige Ebene erntet wärmere Worte. Das landschaftliche Auge sah einst die Naturschönheiten anders als wir. Beim Anblick der Berge dachte man vielmehr an die rauheren Lüfte, denen man dort oben ausgesetzt war, an die Beschwerlichkeiten, die sie dem Reisen entgegensetzten, an die unheimlichen Schlupfwinkel, in denen sich Gesindel oder Wölfe verbergen konnten. Wie ganz anders die heitere Ebene, die offen vor den Augen lag, in der der schwere Reisewagen so bequem dahinrollte! So dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in der Mitte des 16. Jahrhunderts lesen, daß es in Heidelberg nicht recht geheuer sei und, „so mans recht er-

wiegt, so ist es ein recht finsterer winckel. und da es mehrtheil nass und unlustig wetter, da doch sonst hiussen in plana terra und am Rhein ganz heiter und schön. Darum wurt Heidelberg von viel verstendigen Leuten nur culus planetarum genannt." In den Briefen der lebensfrischen Prinzessin Liselotte, die so sehnsüchtig an die verlassene Vaterstadt zurückdachte, hören wir wohl die „gute, gute Luft" Heidelbergs rühmen, sie kramt alle möglichen Erinnerungen aus, aber von dem, was uns so reizvoll erscheint, sagt sie kein Wort. Freilich sah es damals auch auf den Bergen noch anders aus, sie waren kahl ringsum, wie der Charakter der Festungsstadt es verlangte. Wie hätte man sich in der Zopfzeit für Heidelberg begeistern können, die die öde, langweilige Ebene als gar „fein und lustig" pries, den nach unseren Begriffen aber landschaftlich schönsten Teil Deutschlands als „gar betrübt" und höchst unangenehm schalt. Die Verlegung der Residenz von Heidelberg nach dem nahen Mannheim war zugleich auch durch diese Geschmacksrichtung bestimmt; aus demselben Grunde zog der Markgraf von Baden von Durlach nach Karlsruhe, der andere von Baden-Baden nach Rastatt.

Erst um die Wende des Jahrhunderts tritt der Wandel in der Anschauung unter dem Einfluß der Romantik ein. Jetzt erst beginnt wieder der Sinn für die Schönheit des Gebirges aufzugehen, für die Poesie des Waldes und der durch Schluchten niederstürzenden Gießbäche, für die in Waldeinsamkeit zerfallenden Burgtrümmer, die verklärt wurden durch Sagen und die erträumte bessere Zeit des Mittelalters. In der von Bergen eingeschlossenen Stadt Heidelberg am rauschenden Flusse mit ihrer von üppigen Schlingpflanzen umrankten Burgruine schauten die Romantiker das Ideal ihrer Träume. Gleichzeitig begann auch dank den selbstlosen, unermüdlichen Bestrebungen des französischen Grafen Graimberg wieder ein neues Verständnis für die Schönheiten der Schloßarchitektonik, die fast vergessen waren, aufzugehen. Da ging der Ruhm Heidelbergs durch die Lande hindurch; da kamen Maler und Künstler, um sich an den unvergleichlichen Schönheiten der Stadt und des Schlosses zu berauschen; da eröffnete, nach dem unklaren Schwärmer Matthison, Hölderlin in seiner Ode voll unerreichter Poesie den Reigen der Denker und Dichter, die nicht müde wurden, Heidelberg zu preisen, bis der eigentliche Lokalgesang durch Scheffel entstand:

Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein andere kommt dir gleich.

Und andere kamen nach ihm und sagten es ihm nach. Sie sind schier nicht mehr zu zählen. Ja, wir können es getrost sagen, keine andere Stadt ist so oft im Bilde wiedergegeben, keine so oft in Poesie und Prosa gefeiert worden.

Natur und Kunst, der Ruhm einer großen Vergangenheit und der lebensfrohe Pulsschlag der Gegenwart in der frohgesinnten einheimischen Bevölkerung, sowie der ewig jungen akademischen Welt — alles vereinigt sich hier in wunderbarer Harmonie. So konnte es kommen, daß nun mehr und mehr der Strom der Fremden aus aller Herren Länder sich hinzog nach Heidelberg, daß von allen Städten Europas Heidelberg mit am bekanntesten und am berühmtesten wurde, daß z. B. die Frage der Wiederherstellung des Schlosses die ganze gebildete Welt in Mitleidenschaft zog. Die wachsenden Verkehrsmittel haben diesen Zuzug von Jahr zu Jahr vermehrt. Mit Vorliebe wählt man gerade Heidelberg als Ort für die Kongresse, sie sind so häufig, daß die Bevölkerung manchmal kaum noch weiß, für wen sie die Häuser beflaggt. Im Juli, wenn noch dazu die großen Studentenfeste stattfinden, können manche Geschäftsleute ihre Fahnen lieber gleich wochenlang hängen lassen. Die Fremdenlisten in den hiesigen Gasthöfen weisen jährlich 150—180 000 Fremde auf; der Durchgangsverkehr dürfte auf die vier- bis fünffache Zahl zu veranschlagen sein. Die Einwohner aber verstehen es, die Anziehungskraft, die die Stadt an sich schon hat, zu verstärken. Alljährlich machen sie in der sogenannten „Heidelberger Woche" Ende Juni glanzvolle Veranstaltungen in Kostümfeierlichkeiten auf dem Schloß, im Schloßgarten und Schloßkellerfesten, Blumenkorso auf dem Neckar, Schloßbeleuchtung, Feuerwerk auf dem Neckar usw., und viele Tausende von Fremden strömen eigens dazu herbei und freuen sich dessen, was man eben nur in Heidelberg in dieser Art schauen und genießen kann. Wie manchen hält Heidelberg mit tausendfachen Fäden trauter Erinnerung gefesselt, wie manchen hat es für immer gebannt in seinen Zauberkreis, wie mancher hat die Worte Kotzebues immer von neuem nachempfunden, als er sagte: „Wenn ein Unglücklicher mich fragt, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrinnen, so nenne ich ihm Heidelberg, und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen solle, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg."

Es ist natürlich, daß beide Umstände, das Aufblühen der Universität, wie die Schar der Fremden, auch dem ganzen städtischen Gemeindewesen einen neuen Aufschwung geben mußten. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war Heidelberg noch eine schlichte einfache Stadt, die sich sogar noch durch eine große Wohlfeilheit in der Lebensweise auszeichnete. Noch immer bewegte sich das Hauptleben in der Altstadt, deren alte Trennung von der Vorstadt durch das „Mitteltor" noch deutlich kenntlich war. Erst 1827 fiel es dem wachsenden Verkehr zum Opfer. Lange noch wohnten in den engen unfreundlichen Gassen des Ostens die vornehmsten Leute, noch vergnügte man sich in den bescheidenen Lokalen, z. B. im Hausacker draußen vor dem Karlstor, wo die beste Ge-

sellschaft verkehrte, bis sie sich auf dem Ludwigsplatz ein eigenes Haus baute (1828); gern besucht waren die Kirchweihvergnügungen auf der Hirschgasse und in anderen Lokalen, am folgenden Montag auch von den besten Familien. Von Bürgersteigen war noch keine Rede, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden sie in der Hauptstraße gelegt, aber 1795 hatte man die erste Straßenbeleuchtung eingeführt. Spärlich genug mochte sie sein, und wer sich ihrer erfreuen wollte, durfte nicht allzu unsolide im Wirtshaus verweilen. Uebrigens sorgte dafür auch die Polizei, die die Bürger früh genug zu Bett schickte. Nachts war die Sorge um die Stadt in die Hände des Nachtwächters gelegt, der mit Hut und Mantel, mit Horn und Spieß seines Amtes waltete, indem er, sein Sprüchlein singend, die schlummernde Bürgerschaft ermahnte:

„Lobet den Herrn und laßt Euch sagen, Die Glocke hat 12 geschlagen, Bewahrt das Feuer und das Licht, Daß niemand kein Schaden geschicht."

Ein anderes Zeichen idyllischer Kleinstädterei war das Vieh, das allmorgendlich, von der Schalmei des Hirten angelockt, durch die Gassen trollte und sich an bestimmten Stellen des Neckars, wo es seinen Trunk einnahm, sammelte, bis der Hirte es zur Stadt hinaus in den Wald führte, um es abends mit gefüllten Eutern wieder zu den Ställen zurückzuleiten. Auch in der Altstadt hatten die meisten Bürger wenigstens eine Ziege; aber das eigentlich ländliche Leben entfaltete sich doch in der Vorstadt. Das Ansehen dieses Stadtteils, sowie das der Bergstadt charakterisierten Heidelberg als die „ländlich schönste" Stadt, wie Hölderlin sie besingt, deren „fröhliche Gassen unter duftenden Gärten ruhen", vielleicht auch hier und da unter den den Misthaufen der Bauern entströmenden Düften, deren unscheinbare Häuser und Scheunen in der Plöck neben den stattlichen der Hauptstraße standen. Gegen den Neckar wohnten Fischer und Schiffer, aber in dem Neckarhafen, der an Stelle des Bismarckplatzes eingerichtet war, herrschte nur wenig Leben.

Die Stadtbefestigung war wohl größtenteils geschwunden, das westliche Mannheimer Tor wurde erst 1856 abgebrochen, das Keltertor, das zur Bergstadt hinaufführte, erst 1877. Aber noch lang stagnierte an Stelle der jetzigen Sophienstraße das Wasser der alten Festungsgräben in melancholischen Sümpfen. Weiter hinaus lagen nur wenig Bauernhäuser.

Bereits gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hatte man die südlichen Festungswerke eingeebnet; zwischen den Gärten hindurch leitete man einen Spazierweg, die ersten Anfänge der heutigen Leopoldstraße; man nannte ihn den „Pariser", um damit an die ebenfalls auf dem Glacis der alten Festungswerke angelegten Boulevards der französischen Hauptstadt zu erinnern. Erst allmählich fingen die Heidelberger an, mehr in die freundlichere Vorstadt hinauszuziehen. Der weitere Ausbau der Leopoldstraße, die

mehr und mehr die vornehmste Straße, auch die Fremdenkolonie wurde, hatte zur Folge, daß der alte St. Annenfriedhof 1844 aufgehoben und am Ende der Gaisbergstraße ein neuer angelegt wurde.

Ebenso mußte der stimmungsvolle alte Friedhof, der die damals schmuck- und turmlose Peterskirche umgab, den Bedürfnissen der neuen Zeit weichen.

1840 wurde die Eisenbahnstrecke nach Mannheim, die erste in Baden, eröffnet, 1843 die nach Karlsruhe, 1846 nach Frankfurt, 1862 nach Würzburg, wodurch die noch nicht lange geschaffene Leopoldstraße eines großen Reizes, ihrer schönsten Anlagen, zum Teil verlustig ging. Dieser große Verkehrswechsel hatte auf das ganze öffentliche Leben Heidelbergs einen ganz außerordentlichen Einfluß. Bisher hatten doch alle auf der belebten Bergstraße ankommenden Wagen und Reisenden die alte Brücke überschreiten müssen und dadurch diesen ganzen Verkehr durch die Altstadt geleitet. Gleich bei der alten Brücke lag das renommierteste Hotel „Der goldene Hecht", am Markt „Der Prinz Karl". Jetzt beschleunigte der Bahnhof den Zug nach Westen. Dort bauten sich neue Gasthöfe an, schneller wurde der leere Raum der Gärten bebaut; die bisher in zweiter Linie stehende Vorstadt überflügelte allmählich die Altstadt. Ja, in neuerer Zeit ward sie der eigentliche belebte Teil der Stadt, während jene vereinsamte, als nämlich die 1392 von Ruprecht II. gesteckten Stadtgrenzen endlich gesprengt wurden. Dies geschah seit dem großen Kriege von 1870/71. Der mächtige Aufschwung, den alle deutschen Städte seit jener Zeit nahmen, machte sich auch in Heidelberg geltend. Neue Baubezirke mußten gegen das alte Bergheim zu am Neckar, gegen das Dorf Rohrbach, in Angriff genommen werden. Wie Pilze schossen an den meist gerade und breit angelegten Straßen die Häuser und Villen aus der Erde, oft palastähnliche Prachtbauten in allen möglichen Stilarten, die weit entfernt waren von der früheren Einfachheit. War das Zentrum der Stadt vom alten Marktplatz im 19. Jahrhundert allmählich nach dem Ludwigsplatz gerückt, so hat es sich jetzt noch weiter nach Westen zum Bismarckplatz verschoben.

1891 wurde auch das Dorf Neuenheim, das unter dem Einfluß der beliebten Nachbarstadt ebenfalls einen schnellen Aufschwung genommen hatte und damals 4500 Einwohner zählte, eingemeindet, 1903 auch das 3900 Einwohner zählende benachbarte Dorf Handschuhsheim. Bereits 1877 war an Stelle der alten Fähre, die früher hier den Verkehr vermittelte, die neue Brücke getreten. 1906 wurde draußen im Westen die dritte Brücke vollendet. Bei dieser Entwickelung ist die Leopoldstraße nicht mehr allein die beste Gegend Heidelbergs, diese ist vielmehr ins Rohrbacher Viertel gerückt. Welche weiteren Aenderungen und Verschiebungen stehen in naher Zeit bevor, wenn erst einmal der Bahnhof weiter draußen im Südwesten fertig ist

und der mächtige Bahnkomplex, der jetzt das Rohrbacher und Bergheimer Viertel trennt, für eine weitere Bautätigkeit frei wird! Freilich hat bisher die Altstadt nur Einbuße erlitten; einzig die Tatsache, daß auch draußen in Schlierbach, in der Bergstadt, sowie jenseits der alten Brücke neue Villen entstanden sind, ferner daß die Bergbahn am Kornmarkt ihren Ausgang hat, daß ferner der 1897 vollendete Neckarstaden voraussichtlich noch weiter nach Osten fortgeführt wird, ferner daß die öffentlichen Gebäude, das Bezirksamt, Rathaus, die Universität u. a. dort liegen und bleiben werden, geben ihr schwache Entschädigung für das Verlorene.

Natürlich ist bei solcher Entwicklung die Landwirtschaft aus der eigentlichen Stadt fast ganz verschwunden, um so mehr mußte sich die früher in Heidelberg nicht bedeutende Industrie heben. Daß Buchhandel, Buchdruck, die Fabrikation aller möglichen für Mediziner und Naturwissenschaftler notwendigen Instrumente und Apparate, Kunsthandel, Elfenbeinschnitzerei, Goldschmiedekunst, die immer bedeutend war, Photographie und Schwertfegerei sehr entwickelt find, ist für eine Universitäts- und Fremdenstadt leicht begreiflich. Die Kunstglaserei und Kunstschlosserei erhalten selbst vom Auslande Aufträge. Sehr alt ist die Lederfabrikation. Hunderte von Arbeitern werden in den Tabakfabriken mit ihren vielen Zweiggeschäften in den Nebenorten beschäftigt. Selbst ins Ausland wird der Pfälzer Tabak ausgeführt. Für die Bierbrauerei ist es bedeutsam, daß Heidelberg, in dessen Umgebung der meiste Hopfen in Baden gepflanzt wird, nebst dem nahen Walldorf der Hauptsitz für diesen Artikel ist. Sanitätsapparate und Fernsprecher sind zuerst in Heidelberg hergestellt worden. Dazu kommen Maschinenfabriken und Eisenwerke, ferner solche für Kunstwolle, Lack, Firnis, Seife. Auch die weltbekannte Portland-Zementfabrik hat ihren Sitz noch hier, wenn sie auch ihre Riesenwerkstätte, die früher am Ausgang des Neckartals stand, nach Leimen verlegt hat. Ebenso ist die bedeutende Waggonfabrik jetzt nach Rohrbach verlegt worden.

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir weiter schildern, wie die umsichtige und tatkräftige Stadtverwaltung, unterstützt von der Bürgerschaft, bemüht gewesen ist, den wachsenden Anforderungen der Neuzeit in Wasserleitung, Kanalisation, Beleuchtung, elektrischer Straßenbahn, in Wohltätigkeit und Fürsorge für die Schwachen, vor allem aber in den sanitären Einrichtungen und alle dem, was die Neuzeit brachte, nachzukommen.

Heidelbergs Einwohnerzahl seit dem Anfang des Jahrhunderts (9000) hatte sich um 1870 verdoppelt, um 1888 verdreifacht, um 1896 vervierfacht, um 1903 verfünffacht, 1910 mehr als versechsfacht.

Mächtig haben sich Handel und Wandel gehoben. Indessen so bedeutsam dies alles auch ist, so erfreulich für den Wohlstand der Bevölkerung: Heidelberg ist doch nie-

mals zum Range einer gewöhnlichen Handels- oder Fabrikstadt herabgesunken. Wohl ist es allmählich zu einer Mittelstadt emporgewachsen, und doch hat es noch manches Idyll aus der früheren Kleinstädterei gerettet, noch verirrt man sich nicht beengt in den Straßen: überall steigt der Blick hinauf zu den Bergen, die einem ein befreiendes Gefühl geben; dies wird durch die langgestreckte Lage verstärkt. Andererseits aber hat die Stadt doch auch wieder etwas Großstädtisches an sich, einen Anstrich vornehmer Eleganz, wie es das Wesen einer Fremdenstadt mit sich bringt.

Keineswegs geht auch die Bevölkerung rein im Erwerbsleben auf. Sie behält auch Sinn für manches andere, was den Fremden so sympathisch berührt. Sicher und selbstbewußt, dabei etwas renommistisch lebhaft, bewegt sich der Pfälzer mit derb humorvoller Offenheit: „Sag's glatt raus, wie's is." Ein geselliges Talent, steht er im Zeichen der Vereine und des Stammtisches, ißt gut, aber viel, lebt und läßt leben. Und doch wieder gibt es wohl kaum irgend einen Menschenschlag, der kirchlicher gesinnt ist. Ueber diesem unschuldigen Eß-, Trink-, Käs- und Tanzlande, wie Brentano die Pfalz nennt, waltet eine Frohsinn erzeugende Kraft und durchdringt Natur und Menschen aller Kreise und Zeichen, lebt in den Briefen der wackeren Liselotte, wie in Nadlers mundartlichen Gedichten und wird stets aufs neue als Himmelsgabe erfleht in dem alten Spruch:

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalts".

In allen möglichen Formen äußert sich diese Fröhlichkeit, als besonders originelles Beispiel sei der Sommertagszug der Kinder hervorgehoben, in dem sich die altgermanische Sitte der Frühlingsfeier treu erhalten hat. In unabsehbarem Zug drängt sich am Sonntag Lätare die liebe Jugend mit ihren Sommertagsstecken, die mit Blumen, Bretzeln, Aepfeln, ausgeblasenen Eiern, Papier- und Flatterbändern geziert sind, hinter den Winter und Sommer darstellenden Stroh- und Laubwerkpyramiden, und unablässig jauchzen die Kehlen:

Strih, Strah, Stroh,
Der Summerdag is do,

Und die an dem lieblichen Schauspiele sich erfreuende Menge wirft gern ihren Obolus in die rasselnd geschwungenen Sammelbüchsen.

So viel andere Momente auch hineinspielen in das öffentliche Leben Heidelbergs, es wird doch noch immer, wie zur Zeit der idyllischen Kleinstädterei, wesentlich beherrscht von der Universität. Sie ist die Sonne, die alles erwärmt, von ihr geht eine Fülle geistiger Anregungen aus, denen sich schließlich wohl auch der vertrocknetste Philister nicht ganz entziehen kann. Sie vornehmlich trägt

die großen politischen Ideen in die leicht empfängliche Menge hinein; in bewegter Zeit ist von hier aus der Gedanke des Frankfurter Parlaments geweckt worden, sie unterhält und nährt die heilige Flamme vaterländischer Begeisterung, ihr verdankt Heidelberg den Ruf einer „hervorragend patriotischen Stadt". Von der Universität gehen auch die mannigfachen künstlerischen Bestrebungen aus, denken wir nur daran, welche Bedeutung in dem Musikleben Deutschlands die Bachvereinskonzerte erlangt haben; sie beeinflußt wesentlich das religiöse und kirchliche Leben in seiner maßvollen Freiheit, sie wird nicht müde, in unzählbaren Vorträgen alljährlich die Errungenschaften der Wissenschaft dem Publikum gemeinverständlich mitzuteilen.

Und doch zeigt sie nicht immer ihre ernste, würdevolle Miene, ja der nur flüchtig hier weilende Fremde wird von ihr vielleicht nur wenig gewahr werden. Er blickt kaum in den Hörsaal oder in die Studierstube hinein, um so mehr aber betrachtet er neugierig den selbstbewußt einherschlendernden Bruder Studio mit dem bunten Band und der Mütze auf dem Haupte, dessen vielfach durchfurchte Wange von bestandenem ritterlichem Waffenspiel zeugt. Er ist doch die auffallendste Erscheinung auf der Straße, sowie im Gasthause. Die großen, oft pomphaften Verbindungsfeierlichkeiten sind zugleich Feste auch für die Bürgerschaft, die innig mit dem Studentenleben verwachsen ist. Daß auf solchem Boden, über den die gütige Mutter Natur geradezu verschwenderisch ihre Reize ausgegossen hat, der verklärt ist von einer märchenhaften Romantik, auf dem eine frohsinnatmende Bevölkerung lebt, der junge Musensohn leicht Wurzel schlägt, ist nur zu begreiflich. Kein Wunder, daß sich gerade hier das typische Studentenleben entwickelt und erhalten hat, daß der Jugend hier das Herz aufgeht vor Wonne und Lust, daß niemand vergessen kann, wie er einst beim Becherlupf auf der trauten Kneipe seine frohen Lieder erschallen ließ, wie er auf der Hirschgasse den Hieber schwang im harmlos-ernsten Kampfe, wie er die Berge durchstreifte und ins Tal hinabschaute, wo das liebliche Bild der Stadt die grünliche Welle widerspiegelte, wie er am Arme des Freundes „mondbeglänzte Zaubernächte" verträumte.

So tragen die „alten Herren" das Bild Heidelbergs lebenswarm im Herzen; so bietet es sich auch dem Fremden dar, und selbst wenn er nur kurze Zeit hier geweilt, wenn er auch nicht die Schönheiten der einzigen Stadt zu allen Tages- und Jahreszeiten durchdrungen hat und sich nicht voll bewußt wird, auf welchem geschichtlichen Boden er wandelt, wenn ihn auch keine Erinnerung mit der liebenswürdigen Bevölkerung und mit der alten Bildungsstätte verbindet, er wird doch „Alt-Heidelberg, die feine, die Stadt an Ehren reich" nimmer vergessen können.

* * *

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehen des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz, gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen
Und wird mir's draus zu kahl,
Geb ich dem Roß die Spornen
Und reit ins Neckartal.





III. Teil.

Beschreibung von Stadt und Schloss.

I. Ankunft und Gang zum Schloss.

a) Der Bahnhof und Bahnhofsplatz.

Der nördliche, frühere Main-Neckar-Bahnhof dient nur dem Güterverkehr; alle Personenzüge laufen auf dem südlichen Teil ein, wo der Verkehr auf vier Bahnsteigen vermittelt wird. Für die Züge ins Neckartal ist der Bahnhof Durchgangs-, für die übrigen Kopfstation. Der Fremde tut bei den immerhin etwas verwickelten Verhältnissen gut, sich bei den Schaffnern nach dem Bahnsteig, von dem sein Zug abfährt, zu erkundigen. Der notwendige Bahnhofsneubau ist zwar bereits in Angriff genommen, durch den Krieg aber verzögert worden.

Beim Verlassen des Bahnhofs befinden wir uns sofort fast mitten in der belebten Stadt, auf der Rohrbacher Straße. Die elektrische Bahn fährt nach zwei Seiten ab, mit einem Blick umfassen wir drei Hotels: Hotel Schrieder, den Heidelberger Hof und Hotel Lang, nach der anderen Seite den Bayerischen Hof, Tannhäuser und das Hotel zur Reichspost. Neben diesem steht das Hauptpostamt, ein stattlich-schönes Gebäude, im Stile der deutschen Renaissance gehalten. (Ein zweites Postamt befindet sich in der Grabengasse, nahe der Peterskirche, ein drittes in Neuenheim, Schröderstraße.) Würden wir der Rohrbacher Straße, auf der wir stehen, nur wenige Schritte nach Norden folgen, so würden wir auf den Bismarckplatz gelangen, wo

die aus den vier Vierteln der Stadt kommenden Straßen mit elektrischen Bahnen sich kreuzen; nach rechts hin erblicken wir unmittelbar vor uns den Eingang zur Leopoldstraße (Anlage), die wir entlang wandern wollen.

Anmerkung für Eilige:

So wundersame Reize auch Heidelberg in seiner Lage und Umgebung aufzuweisen hat, die Krone alles Sehenswerten ist doch das Schloß, wo sich Natur und Kunst innig vermählt haben, dem Menschen das Schönste und Stimmungsvollste, was sich denken läßt, zu bieten. Ein jeder, der es nur irgend möglich machen kann, wird daher den Wunsch haben, wenigstens einen flüchtigen Eindruck vom Schlosse zu gewinnen. Und das kann er zur Not schon erreichen, wenn er auch nur zwei Stunden zu seiner Verfügung hat, dank der guten Bahnverbindung. Man benutze die Elektrische bis zum Kornmarkt und im Anschluß daran die Bergbahn, und ebenso zurück, oder aber man steige vom Kornmarkt aus den kürzesten Weg zum Schloß, den steilen Burgweg, hinauf. In beiden Fällen wird man auf dem Schlosse etwa eine Stunde verweilen können. Mit einer Droschke geht's natürlich noch bequemer.

Indessen wir können unseren Weg in Gemächlichkeit nehmen. Wir biegen ein in die

b) Leopoldstraße (Anlagen).

Sie ist auf den eingeebneten Festungswerken entstanden und mehr eine Promenade. Die in der Mitte des 19. Jahrhunderts gebauten Häuser allerdings gleichen meist noch nicht den palastartigen Gebäuden, die in den letzten Jahrzehnten vielfach in den neueren Stadtteilen errichtet sind. Eine Kastanienallee breitet ihren Schatten über die Spaziergänger aus, zur Seite ist die Straße geschmückt mit öffentlichen Gärten, mit Blumenbosketts, Rasenbeeten und kleinen Springbrunnen, aufwärts steigt der Blick zu dem waldigen Gaisberg empor. Bänke und Erfrischungshallen bieten sich dem Wanderer an, ein Thermo- und ein Barograph mit Wetterkarte und Angabe von Höhe und Entfernungen der beliebtesten Ausflugspunkte der Umgebung, weiterhin ein Pavillon mit Ansichten, Karten und kurzer Beschreibung der Umgebung, mit sonstigen Angaben und meteorologischen Instrumenten geben auf alle Fragen, die sich dem Fremden aufdrängen, Antwort.

Leider ist die Schönheit dieses „Boulevards" von Heidelberg beeinträchtigt durch das Schienengeleise, der ins

Neckartal führenden Eisenbahn, die die Anlagen geleitet, bis sie am Ende in dem unter dem Schloß sich hinziehenden Tunnel verschwindet.

Im ganzen gibt es hier noch nicht so viel Läden; aber eine Fremdenpension reiht sich an die andere an. Hier begegnet man mehr dem müßigen Spaziergänger, besonders zahlreich den Fremden, darunter vielen Ausländern, flanierenden Studenten und jungen Damen. Am sonnigen Sonntagmorgen gibt sich hier die elegante Welt beim Konzert ihr Stelldichein.

Gleich beim Eingang rechts das erste Haus ist das Städtische Verkehrsbureau; es liegt am schattigen Neptungarten, in dem ein Denkstein an den um das Schloß verdienten Gartenbau-Direktor Johann Metzger erinnert. Nur durch die Gaisbergstraße von ihm getrennt ist der wohlgepflegte, leider nur etwas zu kleine Stadtgarten, der bei großen Festlichkeiten mit jenem durch Sperrung der Straße verbunden wird. Im Sommer ist in dem Pavillon und der langen Halle eine Wirtschaft eingerichtet, und allabendlich wird ein Gartenkonzert veranstaltet. Daneben erblicken wir das Hotel Viktoria und gegenüber den Europäischen Hof. Vor jenem blickt im Schatten der Platanen vom granitnen Sockel die Bronzebüste des Dichters Nadler, des pfälzischen Reuter, herab. Kaum ein sinnigerer Empfang läßt sich denken: hat er doch den fröhlich-redseligen, dabei etwas derben Charakter der Pfälzer in seinen Typen aus dem Volksleben mit unübertrefflichem Humor geschildert, er selbst ein treuer Sohn seiner Heimat.

Auf der gegenüberliegenden Seite erinnert an dem Eckhause der Sophienstraße eine Gedenktafel an den Mediziner Friedreich, eine weitere an Nr. 5 an den berühmten Literarhistoriker Gervinus; daneben war das Wohnhaus des beredten Historikers und Patrioten Ludwig Häusser.

Ganz am Ende der Anlagen (Grabengasse Nr. 7) zeigt eine weitere Gedenktafel den Namen eines dritten großen Historikers, des Fr. Christ. Schlosser.

Nach kurzer Zeit öffnet sich zur Linken ein freier Platz, an dessen Ostseite der alte Heidelberger Hof und die Rheinische Kreditbank stehen. Auf dem Platz erhebt sich stolz das prächtige bronzene Standbild des Fürsten Wrede,

nach dem der Platz benannt ist. König Ludwig II. von Bayern hat es dankbar dem früheren Marschall seines Heeres gewidmet, der in Heidelberg geboren ist. Im Hintergrund, schon in der parallel den Anlagen laufenden Plöck, wird der schlichte Bau des chemischen Laboratoriums der Universität sichtbar, untrennbar verknüpft mit dem Namen Rob. Bunsens, der an dieser Stätte fast vier Jahrzehnte geforscht und gelehrt hat. Nur noch wenige Schritte, und wir gewahren rechts gegenüber der Märzgasse das von Prof. Volz geschaffene Erzbild des großen Gelehrten, so wie er zur Zeit der Entdeckung der Spektralanalyse aussah. Eine breite Treppenanlage geht zu ihm hinauf, zu beiden Seiten die schweren Granitgestalten der unbekannten und der erwachenden Wissenschaft.

Im Hintergrunde erhebt sich jenseits des Bahndammes der Riesenstein, das Haus des Korps Saxoborussia. Nach einigen Schritten erblicken wir an derselben Seite nahe bei einander die Häuser des Korps Suevia und der schwarzen Verbindung Leonensia. Sie stehen schon an der zum schattigen Klingenteich emporführenden Straße, in der die Musikakademie ihr Heim aufgeschlagen hat.

Am Ende der Leopoldstraße aber zieht unsere Aufmerksamkeit die

Peterskirche

auf sich, deren Strebepfeiler und reiches gotisches Maßwerk gar lieblich aus dem dunklen Efeugrün herausblicken und deren durchbrochener Turm in seiner roten Sandsteinfarbe zum blauen Himmel strebt. Von einem kleinen Gärtchen ist sie umgeben, dem letzten Rest des einstigen alten Friedhofes, an den noch manche alten Grabsteine und Denkmäler erinnern. Solche finden sich auch zahlreich im Innern der Kirche. Unter ihnen seien nur die des pfälzischen Ministers Bellendörfer (1512), der gelehrten Frau Olympia Morata (1555) und zweier Raugräfinnen in Marmor und Barockstil hervorgehoben. Im Iahre 1899 ist die Büste des noch jetzt in gesegnetem Andenken stehenden Theologen Richard Rothe hier aufgestellt worden. Sein ehemaliges Wohnhaus konnten wir in Nr. 41 ebenfalls an einer Gedenktafel erkennen. Die Peterskirche ist die älteste der Stadt (vgl. S. 6). Das jetzige Gebäude ist jedoch erst nach den Plänen von Frank-Marperger in den Jahren 1864 bis 1870 ganz neu errichtet worden; selbst die mächtigen Bündelsäulen wurden damals erst eingefügt, der frühere Bau war ganz säulenfrei.

Die Anlagen biegen nun nach dem Ludwigsplatz um; wir lenken unsere Schritte rechts über das Geleise hinweg den Berg hinan.

c) Der Schloßberg und die Schloßstraße.

Gleich am Anfange erblicken wir links die Büste des um die Heidelberger Feuerwehr verdienten Karl Metz, rechts führt ein Weg durch das alte Klingentor wieder zur Klingenteichstraße hinan, vor uns aber steigt steil und gerade zwischen Häusern und Mauern die enge Straße hinan, auf der einst die Kurfürsten zu Pferde oder mit ihren schwerfälligen Karossen zu ihrem Residenzschloß emporklommen. Die neue Zeit hat es sich bequemer gemacht. Bei der Bierwirtschaft zur Diemerei zweigt die neue Schloßstraße ab, die einem Vermächtnis des Dr. Kleinschmidt ihre Entstehung verdankt und in Windungen bequem zum Schlosse emporführt. Frei öffnet sich auf ihr oft der wundervolle Blick über die Stadt, das Tal, die gegenüberliegenden Berge und die Ebene. Wir durchschreiten auf ihr das früheste Heidelberg, die alte Bergstadt (vergleiche S. 5). Durch diese neue Straße, sowie durch die 1890 erbaute Drahtseilbahn, die zum Schloß meist durch Tunnels emporkriecht, hat dieser Stadtteil mit seinen bescheidenen Häuschen ein ganz neues Aussehen bekommen. Selbst das interessante kleine Rathaus der Sondergemeinde hat dieser Entwicklung zum Opfer fallen müssen. Immer mehr hat auch hier eine umfassende Bautätigkeit (nicht immer zum Vorteil der ehrwürdigen Schloßruine) sich entfaltet und zum Teil großartige Bauwerke geschaffen. Ziemlich am Anfang ragt rechts oben das Haus der schwarzen Verbindung Rupertia in die Luft; weiter fortschreitend erblicken wir unter uns der Reihe nach nebeneinander die Häuser der Burschenschaft Franconia, der Korps Vandalia und Westphalia.

Nach der ersten Biegung stehen wir bereits unter den Mauern des Schlosses, wir können hier auf Treppen, die schon von der Stadt heraufkommen, weiter geradeswegs hinaufsteigen (kurzer Buckel). Schöner und bequemer ist es, die neue Schloßstraße bis zum Ende zu verfolgen, bis sie an der Station der Drahtseilbahn vorbei in das Tor des Schloßgartens einmündet.

2. Das Schloss.

a) Der Englische oder Stückgarten.

(Befestigung im Westen. — Englischer Bau.)

Gebühren für das Vorzeigen der Sehenswürdigkeiten im Teil I. Ein übersichtlicher Plan des Schlosses im größeren Umfang mit allerlei alten Ansichten in der Brunnenhalle im Schloßhof. Kleiner Führer mit kurzer Baugeschichte und Plan an der Schloßkasse (10 Pfg.). Vgl. auch A. v. Oeschelhäuser, Das Heidelberger Schloß, Bau- und Kunstgeschichtlicher Führer, 2. Auflage 1902.

Nahe beim Eintritt in den Garten lugt aus der grünen Umrahmung ein anmutiges Tor hervor, das Elisabethentor. Friedrich V. (1610—1622), in der Geschichte unter dem Spottnamen der „Winterkönig“ bekannt, hat es für seine Gattin Elisabeth Stuart in naturalistischem Geschmack errichten lassen. Der lebensfrohe, prunkliebende und doch wieder so liebenswürdige, wegen seines schweren Geschicks und seiner innigen Liebe zu seiner Frau so tiefe Sympathie erweckende Fürst hat wesentlich dazu beigetragen, dem Schloß und vor allem seiner nächsten Umgebung ihren jetzigen Charakter zu verleihen. Während sein ein Jahrhundert vor ihm regierender Ahn Ludwig V. (1508—1544), den wir gleich näher kennen lernen werden, mächtige Bollwerke rings um das Schloß errichtete, verwandelte Friedrich leichten Sinns die Umgebung in einen herrlichen Garten, über den wir weiter unten noch mehr berichten werden. Und diesen Teil, den wir hier vor uns sehen, grenzte er durch eine Mauer, von der eben nur noch diese Eingangspforte erhalten ist, ab und schenkte den „Lusthain“ seiner Gemahlin Elisabeth Stuart zum besonderen Gebrauch. In diesem „Englischen Garten“ hat er auch die herrlichen Linden pflanzen lassen, deren Zweige jetzt über die Efeu- und Rasenbeete dahinrauschen und von Lust und Leid kurzen Liebesglückes flüstern.

Wir treten ein und schauen über die Brüstung gelehnt hinüber zu dem malerischen Bild, das uns im Osten die Gebäude des Schlosses selbst von ihrer Rückseite gewähren. Noch nicht verwirrt von den mannigfachen Eindrücken, die auf uns noch eindringen werden, können wir uns hier am besten vorläufig orientieren und unsere Gedanken zurückschweifen lassen in die



Die Peterskirche

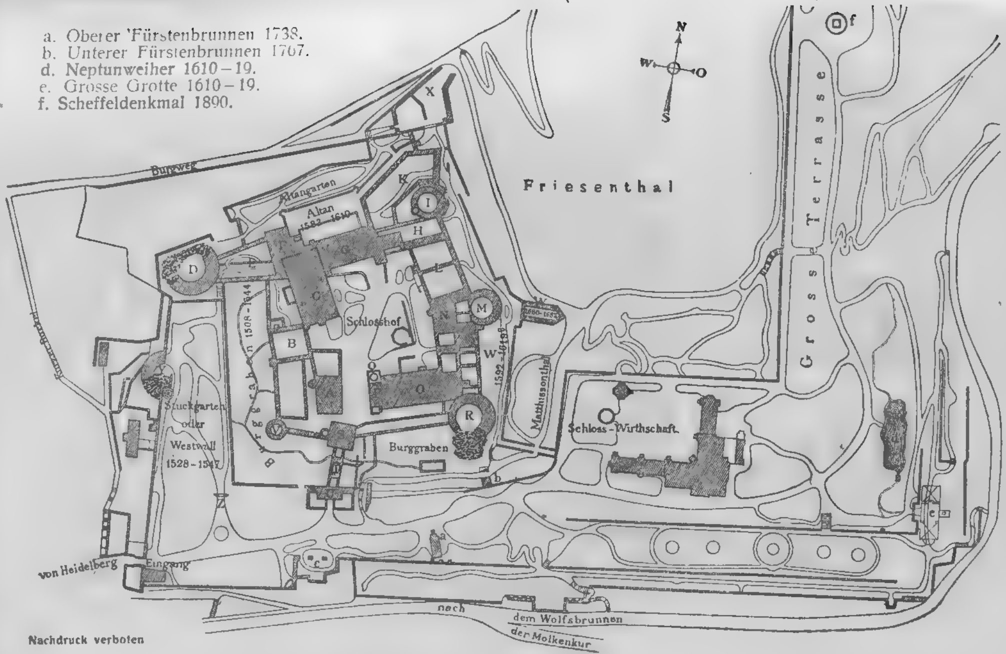
Heidelberg von der Philosophenhöhe



Heidelberg: Schloßaltan

Heidelberger Schloß: Der gesprengte Turm

Aufn. von Carl Lange, Heidelberg



Wo die Bauzeit nicht feststeht, ist die Regierungszeit des Erbauers angegeben.

A. Ruprechtsbau (Erdgeschoss 1400–10, Obergeschoss 1543).
B. Bibliothekbau 1530–40.
C. Frauenzimmerbau 1508–34.
D. Dicker Turm 1533, 1619.
E. Englischer Bau 1612–19.
F. Fassbau 1583–1592.
G. Friedrichsbau 1601–1607.
H. Gläserner Saalbau 1549.
I. Glockenturm 1400?–1610.
K. Zeughaus 1508–1544.
L. Otto-Heinrichsbau 1556–1559, 1659, 1764.
M. Apothekerturm 1400? (Obergeschoss 1592–1610).
N. Ludwigsbau 1524.
O. Oekonomiebau 1508–1544.
P. Soldatenbau 1508–1544.
Q. Brunnenhalle 1508–1544.
R. Krautturm 1400? (Oberstes Geschoss 1592–1610).
S. Torturm 1531–1541.
T. Brücke 1508–1544, 1772.
U. Brückenhaus 1508–1544.
V. Seltenleer (Burgverliess) 1508 bis 1544.
W. Streichwehr und Kasematten 1582–92.
X. Karlsschanze und Karlsturm 1683.
Y. Rondell 1528–44.
Z. Elisabethentor 1615.

Vorgeschichte

dieses vielgestaltigen Riesenschlosses. Die Zeit zwischen den Regierungen der beiden uns schon bekannten Fürsten Ludwigs V. und Friedrichs V., also von etwa 1520—1620, ist auch die Entstehungszeit für die allermeisten jetzt noch sichtbaren Bauwerke des Schlosses. Später ist nur noch das Vorwerk im Nordosten vom Kurfürsten Karl (1680—1685), die sogenannte Karlsschanze, hinzugefügt worden; der Zeit vor Ludwig V., nämlich dem 15. Jahrhundert, entstammen außer Fundamenten und Untergeschossen nur der sogenannte Ruprechtsbau, mit dem drüben die Reihe der Wohnbauten beginnt, und der Kraut-, sogenannte gesprengte Turm, den wir von hier aus nicht sehen können. Aber noch weiter kann unsere Phantasie zurückschweifen; glückliche Entdeckungen, die bei der Wiederherstellung des Friedrichsbaues gemacht wurden, beweisen, daß schon um 1215 drüben romanische Bauwerke gestanden haben, die zweifellos auch befestigt waren.

Um uns das äußere Bild der Burg in früherer Zeit annähernd zu vergegenwärtigen, müssen wir uns vor allem unseren eigenen Standort und die von dem Schloß im Norden herüberführenden Verbindungsbauten wegdenken; erst Ludwig V. hat diese Bollwerke in gewaltigen Mauern aus dem Tal herauf aufgetürmt. So lag die alte Burg auf der Felsenplatte des Jettenbühel, die drüben nach drei Seiten steil abfallend, vorspringt. Man brauchte sie nur auf der vierten Seite durch einen tiefen Halsgraben von dem Berge zu trennen, und man hatte einen Platz zur Anlage einer Befestigung, wie man sich ihn nur wünschen konnte. Im Mittelalter gab es für sie nur eine gefahrbringende Stelle. Blicken wir uns nur um: durch die Baumwipfel schaut von oben auf uns die Wirtschaft zur Molkenkur herab; dieser Bergvorsprung beherrschte die unten liegende Befestigung. Nichts natürlicher, als daß auch auf ihr eine Burg angelegt wurde, die mit der unteren in Korrespondenz stand und sie deckte. Während die Urkunden im 13. Jahrhundert, die letzte 1294, immer nur von einer Burg zu Heidelberg berichten, erzählt eine solche aus dem Jahre 1303 von einer unteren und einer oberen. Nun ist allerdings die bisherige Annahme, wofür freilich auch die Analogie der allgemeinen Burgentwicklung

spricht, daß die obere die frühere sei, und ein Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts will sogar wissen, daß der Bruder Barbarossas, Konrad von Hohenstaufen, der Erbauer gewesen sei. Allein diese Nachricht ist ganz unbeglaubigt, und die Bezeichnung „Altes Schloß“ für die obere Burg kennt man erst seit dem 16. Jahrhundert, seit der Zeit, als die untere ihr Aussehen von Grund aus erneuert hatte. Daß aber unten bereits um 1200 eine Burg stand, das bezeugen, wie gesagt, unwiderleglich Fenster im Uebergangsstil am Gläs. Saalbau und Untergeschoß des Ludwigsbaues.

Von der romanischen Burg, die einst auf dem Jettenbühel stand, können wir uns nur mit Hilfe freier Phantasie ein Bild machen. Ihre Mauern verschwanden fast ganz, als seit dem 15. Jahrhundert die wachsende Durchschlagskraft der Pulvergeschosse, der sich ausdehnende Hofhalt und schließlich die Prunkliebe der Kurfürsten stärkere Befestigungen und Neubauten auf allen Teilen erforderten. Wie es gegen Ende des 15. Jahrhunderts drüben aussah, das können wir uns schon lebhafter denken nach dem sogenannten Ruprechtsbau, der als neuer Palast diente, nach den untersten Geschossen des Glocken- und Apothekerturms, vor allem aber dem mächtigen Krautturm im Südosten, der, seitdem er von den Franzosen gesprengt ist, in seinem Innern vor aller Augen bloß liegt. Deutlich erkennen wir, wie bei seinem Bau die Sorge vor der sich immer mehr im Geschützwesen vervollkommnenden Kriegstechnik maßgebend gewesen ist. Doch davon können wir uns erst später mit eigenen Augen überzeugen. Ludwig V. hat in dieser Richtung weiter gearbeitet: die allgemeine Unsicherheit der Lage im Zeitalter der Reformation, die Erinnerung an den unglücklichen, verheerenden Krieg, den sein Vater geführt hatte, verfehlten ihre Wirkung bei dem vorsichtigen Fürsten nicht. Klug und bedächtig ging er ans Werk. Die südliche Verteidigungsmauer, vom Krautturm gegen Westen laufend, verstärkte er bis auf 7 m Dicke, an ihrem Ende errichtete er drüben den riesigen, viereckigen Torturm. Anschließend an diesen legte er auf der Westseite einen neuen Zwinger vor, dort unten im Graben reckt sich noch der halb zertrümmerte Turm, der sogenannte Seltenleer, empor, der ihn an der Ecke schützte. Aber schließlich genügte ihm

dies doch nicht. Der Berg fiel auf dieser Seite nicht so steil ab, wie im Norden und Osten; daher errichtete er hier im Westen Bollwerke, die der alten Burg viel mehr den Charakter einer Festung gaben. Es erhob sich zwischen zwei starken Mauern der Westwall, auf dem wir stehen. Wie tief gähnt unter uns der Graben, die so entstandene, nach Norden umbiegende Fortsetzung des Halsgrabens! Ueber die Kronen der zu uns heraufstrebenden Bäume können wir noch bequem hinwegblicken. Im Norden wurde der Graben abgeschlossen durch einen zweiten, von der Burg zum Westwall herüberziehenden Wall, der kürzer, aber breiter und ganz massiv aus Steinen erbaut ist. Das ganze Werk aber wurde im Nordwesten durch den sogenannten dicken Turm abgeschlossen. Welche gigantischen Steinmassen hat dieser eine Fürst aufeinander getürmt! Mit Staunen blicken wir empor zu dem Torturm, der mit einer Mauerdicke von 4,6 m bis zu 52 m Höhe in fünf Geschossen aufsteigt. Schwindelerregend ist die Tiefe, zu der man vom westlichen Rand des Stückgrabens die Mauern hinabblickt, oder von der Mauerzinne des dicken Turmes, der bei 28,5 m Durchmesser eine Mauerdicke von ebenfalls nahezu 7 m aufweist. Und doch ist es den Franzosen gelungen, auch dies riesige Bollwerk zu brechen, so daß die herabstürzenden Steinmassen die unten stehenden Häuser mit Leichtigkeit zertrümmerten und verschütteten.

Indessen auch damit ist die Tätigkeit des Kurfürsten noch keineswegs erschöpft. Das Zeughaus und eine ganze Reihe von Wohnbauten, die auf ihn zurückgehen, werden wir im Verlauf unserer Wanderung noch kennen lernen. Vorläufig weisen wir nur drüben auf den sogenannten „Bibliotheksbau“ hin, der nördlich vom Ruprechtsbau auf den Zwinger aufgesetzt und in den Graben vorspringend, so malerisch vor uns liegt, ferner auf den bedachten, mit einem Erker versehenen Frauenzimmerbau daneben. Wir mögen wohl neugierig sein zu wissen, wie dieser baulustige Herr ausgesehen haben mag. Gehen wir nur an den „dicken Turm“ heran; dort hat sein späterer Nachfolger Friedrich V. ihn aufs Postament in eine Nische gesetzt; Meister Sebastian Götz, den wir noch am Friedrichsbau kennen lernen, hat ihn charakteristisch gebildet als ernsten, gestrengen Mann mit langem

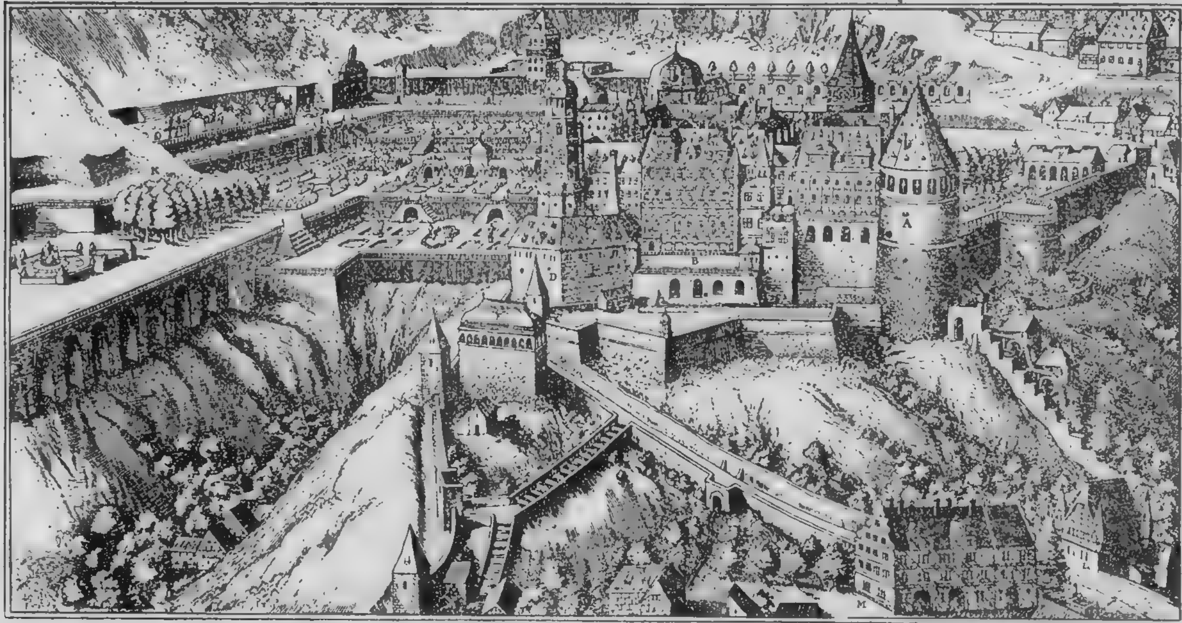
Barte. Daneben hat sich der jugendliche Nachfolger selbst gestellt, und eine lange Inschrift zwischen den beiden Nischen sagt uns auch, warum.

In der Tat, beide Fürsten gehören zusammen, auch wir können schnell das Jahrhundert überbrücken, denn Friedrich V. hat sich bei seiner Bautätigkeit nur auf die Schultern seines Vorfahren gestellt. Wie er den Stückgarten zu anderen Zwecken umgewandelt hat, so hat er auf dem Nordwall einen hohen Palast ebenfalls für seine königliche Gattin errichtet, den sogenannten „englischen Bau“, dessen öde Fensterhöhlen nun aus den Lüften starren. Im Gegensatz zu dem benachbarten, nur zehn Jahre älteren Friedrichsbau tritt hier die mittlerweile Mode gewordene nüchterne Geschmacksrichtung, die die Ausschmückung mehr in das Innere verlegte, deutlich an den beiden Fassaden hervor. Aehnlich aber dem Nachbarbau zeigt die Schauseite nach der Stadt eine mächtige Anordnung nach Pilastern, die nur auf die Wirkung in die Ferne berechnet ist. Deshalb vermutet A. Haupt, daß auch der englische Bau von Joh. Schoch, dem Schöpfer des Friedrichsbaues (s. u.), errichtet sei. Eine Art Fortsetzung aber fand dieser Bau durch ein von hohen Fenstern durchbrochenes Stockwerk, das Friedrich V. durch den Nürnberger Architekten Peter Carl auf den dicken Turm aufsetzen ließ. Dadurch entstand in luftiger Höhe ein riesiger Festsaal, in dem im schrillen Gegensatz zu der ursprünglichen Bestimmung des Bollwerks nun Musikklänge zu frohen Tänzen riefen. Als ein Wunder kühner Konstruktion erschien dessen Bedachung. Dieser Tat rühmt sich Friedrich V. in jener genannten Inschrift.

Vor dem dicken Turm erblicken wir einen halb verwitterten Stein, auf dem eine ganze Kugel mit einem Kugelsplitter dargestellt ist. Darunter steht geschrieben:

Anno MDCLXXXI XXII. Januar
Vom Schloß auf diesen Ort
Hat wider alles Hoffen
Aus Stukken Churfürst Karl
Mit Kugel Kugel troffen.

Der Sinn wird erst verständlich, wenn man weiß, daß der Stein ursprünglich am Fuße des Gaisbergs stand. Karl (s. S. 34), der Enkel des Winterkönigs, spielte auch mehr mit Soldaten, als an die ernstliche Bewaffnung des Landes zu denken. Er bevorzugte die Artillerie, die er hier auf-



Kupfer von Matthäus Merian, ca. 1618.

Das Schloß mit seinem Garten, von Norden gesehen.

stellte, um seine Schießübungen anzustellen. Deshalb trägt der englische Garten auch den Namen Stückgarten (Kanonengarten).

Gehen wir an seinem westlichen Rand entlang. Wir gelangen zu einem Vorsprung, dem Rest einer ehemals halbrund geformten mächtigen Bastei mit einer Bank, von der man die schönste Aussicht genießen kann, dann zu einer zweiten Bank, wo an der Mauer eine Inschrift uns den Namen Goethes zeigt. Der Dichter ist öfter in Heidelberg gewesen und hat hier bedeutungsvolle Momente seines Lebens erlebt. Hier ereilte ihn, als er im Begriff war, nach Italien zu reisen, der Ruf Karl Augusts von Weimar 1775, der seinem Geschick die entscheidende Wendung geben sollte (siehe die Gedenktafel am Hause Hauptstraße 196). Zuletzt hat er in den Jahren 1814 und 1815 als Gast der Brüder Boisserée zum Studium der von diesen gesammelten großen Gemäldegalerie und zur Förderung ihrer Bestrebungen, den Sinn für die deutsche Kunst zu beleben, hier geweilt (siehe die Gedenktafel am Hause Hauptstraße 209). Auch er hat Heidelberg gepriesen, aber anders als die Romantiker. So mochte ihm die Aussicht an dieser Stelle besser gefallen, als die vielgerühmte ähnliche von der Terrasse, die das Schloß im Vordergrund hat. Freilich sah es damals da unten anders aus als jetzt. Der größte Teil der Dächer des damaligen Heidelberg war dem Auge verborgen, noch ruhte die etwa vom Marstall bis zur neuen Brücke sich erstreckende Vorstadt unter duftenden Gärten, dann schloß sich unmittelbar die weite Ebene an, auf welche man zwischen den Bergen hinausschaute bis zu den blauen Umrissen der fernen Hardt am Horizont. Noch wurde der Blick nicht gestört durch die neuerdings am Schloßberg emporgewachsenen Villen, die sich oft gar zu dreist an die Ruine herandrängen. Noch trübte nicht der Rauch einer ausgedehnten Stadt und der qualmenden Fabrikschlote in der Ebene die Klarheit der Fernsicht. Aber noch mit ganz anderen Empfindungen hat Goethe an dieser Stätte geweilt: „sinnend und dichtend“. Das war besonders der Fall am 24. September 1815, wo das alte und doch ewig junge Dichterherz in froher Erwartung der Ankunft der Geliebten entgegenklopfte, die von Frankfurt kommen sollte, der Marianne von Willemer, seiner Suleika. Hatte sie ihm nicht schon sehnsuchtsvoll geschrieben:

Dort, wo hohe Mauern glühen,
Find ich bald den Vielgeliebten.

Er verglich sich mit dem alten Gebirge jenseits des Neckars, sie mit der jungen Morgensonne, die es vergoldete. So haben die Linden im Laufe von zwei Tagen abermals ein hohes Liebesglück geschaut und haben dem reichen Wohllaut gelauscht, der aus den schönsten Suleikaliedern des westöstlichen Divan erklang.

Marianne von Willemer, die dann Goethe nie wiedergesehen hat, hat diese Stätte heilig gehalten, sie ist noch manchmal dorthin zurückgekehrt, und zum 75. Geburtstage schickte sie ihm das Gedicht, von dem in der Wand zwei Verse eingegraben sind. Es beginnt:

Euch grüß' ich, weite lichtumfloßne Räume,
Dich, alten, reichbekränzten Fürstenbau,
Euch grüß' ich, hohe, dichtbelaubte Bäume
Und über euch des Himmels tiefes Blau.

b) Rundgang um das Schloß.

(Befestigung im Süden, Osten und Norden.)

Wir verlassen den Stückgarten wieder. Nur einige Schritte weiter nach Osten und wir stehen vor dem Schloßeingang, treten aber noch nicht ein, wir wollen erst die Anschauung von der äußeren Lage des Schlosses, die wir von Westen aus gewonnen haben, vervollständigen durch einen Rundgang. Auf diese Weise orientieren wir uns am besten und gewinnen ein deutlicheres Bild von der gesamten Befestigung des Schlosses, indem wir dabei auch die bereits erwähnten Festungsbauwerke kennen lernen, die wir vom „Stückgarten" aus nicht überblicken konnten. Und dieser Rundgang hat zugleich seine hohen romantischen und landschaftlichen Reize.

Nur einen Blick wollen wir vorher noch auf den Torturm werfen. Durch das Tor des Brückenhauses, das im Anfang des 19. Jahrhunderts zwei Jahrzehnte lang die Bilder- und Altertumssammlung des um die Wiederentdeckung und Erhaltung des Schlosses hochverdienten französischen Grafen Graimberg (s. S. 74) beherbergt hat, treten wir auf die steinerne Brücke, die sich über den Schloßgraben spannt; vor uns steigt der gewaltige Turm

auf, durch den der Weg in den Hof führt. Die eisernen Spitzen des Fallgatters schauen noch aus der Decke des Torbaues hervor; über dem Eingang hielten die beiden gedrungenen Ritter nebst den Löwen einst Wacht an dem silbernen Pfälzer Wappen, ohne es indessen vor der Habgier der eindringenden Feinde bewahren zu können. Die Umrahmung ist, wenn auch die Gotik ihren Einfluß noch nicht verloren hat, doch schon im Geiste der Renaissance entworfen, und das erste Zeugnis für das Eindringen des neuen Stiles auf dem Schlosse.

Noch besser als vom Stückgarten können wir von der freien Brücke die Tiefe des von Bäumen beschatteten Grabens nach den Seiten ermessen. In den östlichen Teil, in den eigentlichen alten Halsgraben, steigen wir auf der Treppe unmittelbar neben dem Brückenhaus hinab. Zwischen der 20 m hoch aufsteigenden Schildmauer zur Linken und dem natürlichen Felsen, Granit und Rotliegenden darüber, gehen wir einige Schritte dahin. Es ist das sogenannte „Matthissonstälchen“. In dieser poetischen Umgebung dichtete einst der weiche Matthisson seine bekannte Elegie: „Schweigend in der Abenddämmerung Schleier liegt die Flur“ usw., das erste Gedicht, das der Romantik des Heidelberger Schlosses seine Entstehung verdankt. An kleinen Fischweihern vorbei kommen wir zum Fürstenbrunnen: sein Wasser ist so kühl und klar, daß die Kurfürsten, die Heidelberg verlassen hatten, sich damit in ihrer neuen Residenz Mannheim versorgen ließen. Wir stehen zugleich am Fuße des Krautturms (gesprengten Turms). Weiterhin wird unser Tälchen durch einen Grabenkoffer abgeschlossen, doch ist eine Oeffnung hindurchgebrochen, durch die der Weg ins Friesental hinabführt. Vielleicht werfen wir einen Blick in die dunklen Gänge, deren oberer zugleich als Wasserleitung diente, hinein, oder auf die Linden, deren Wurzeln sich wie die Fangarme der Polypen auf dem Mauerwerke festklammern; dann steigen wir die paar Schritte neben dem „gesprengten Turm“ die Treppe empor.

Hier mag einst der Bergfried der ältesten Burg gestanden haben, bis er in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wie oben erwähnt, durch diesen kolossalen Batterieturm ersetzt wurde, dessen unterstes Geschoß später

als Pulvermagazin diente. Daher sein Name Kraut-(Pulver)turm. In drei Geschossen ist er mit einem äußeren Durchmesser von 24 m aufgebaut. Die Schießscharten und die Kamine, durch die der Dampf abziehen sollte, bezeugen noch heute deutlich seine einstige Bestimmung.

Allein etwa um 1600 hat der Vater des Winterkönigs, Friedrich IV. (1592—1610), noch das oberste achteckige Stockwerk aufgesetzt und dabei im zweiten und dritten Geschoß die Gewölbe und Mittelpfeiler eingefügt. Drohend blickte der Turm einst nach drei Seiten hin, die Mauern waren auf der Angriffseite 6½ m dick und fest genug zusammengefügt; denn als er von den Franzosen gesprengt wurde, gelang es der Gewalt des Pulvers nicht, ihn zu zertrümmern, nur wenig beschädigt sank die losgetrennte Hälfte zum Burggraben hernieder. Nun rankt sich Efeu um die Trümmermassen, Strauchwerk sprießt in dem Schutt empor, hoch oben noch wiegen sich Linden im Winde; der einst so finstere Turm bietet heute ein ergreifend schönes Bild, dessen ganze Wirkung wir aber erst empfinden, wenn wir aus dem Garten von oben zu ihm herüberblicken.

Wir wandern nunmehr auf erhöhtem Punkte, auf der vor dem Schloß im Osten sich hinziehenden, unter Johann Casimir (1584—1592) errichteten Streichwehr nordwärts weiter. Unter unseren Füßen setzen sich die im Graben bemerkten Kasematten fort, vor dem nächsten Turm, dem „Apothekerturm“, haben sie einen weiteren, mit der Spitze nach Osten gerichteten Grabenkoffer erhalten, der den Angriff vom Friesental abwehren konnte. Der Apothekerturm, so genannt, weil hier die in jeder größeren Burg nötige Apotheke sich befand, springt im Dreiviertelkreis aus der Umfassungsmauer hervor. In derselben Zeit wie der Krautturm entstanden, hatte er ursprünglich nur zwei gewölbte Geschosse, die mit Schießscharten versehen waren. Durch die Streichwehr aber wurden die untersten zugebaut, die oberen vermauerte der ebengenannte Friedrich IV. oder verwandelte sie in Fenster und setzte außerdem noch drei weitere ringsum ebenfalls durch Fenster durchbrochene Stockwerke auf. Dadurch raubte er dem Bollwerk gänzlich seine ursprüngliche Bedeutung: es wurde ein herrlicher Wohnturm. Das dänische Wappen, welches das suchende Auge leicht ent-

decken wird, hat zum Bauwerk keine Beziehung und ist erst später hier eingemauert worden.

Vom Apothekerturm bis zum nächsten, dem Glockenturm, zieht sich die Rückseite des Ottheinrichsbaus, daran anschließend die kurze Seite des „Gläsernen Saalbaues“ hin, dieser oben mit einem gotischen Erker verziert. Rechts gleitet der Blick hinab in das steil abfallende, vom niederstürzenden Wasser durchrauschte Friesental, das überdacht ist vom schattigen Laubwerk hochragender Bäume.

Der „Glockenturm“ hat im Laufe der Zeit die meisten Wandlungen durchgemacht. Im 15. Jahrhundert deckte diese Nordostecke, die von Natur stark genug war, nur ein kurzer, mit Pfeilern gestützter Gewölbeturm. Als Ludwig V. dann das Zeughaus, das wir gleich noch kennen lernen werden, davor errichtete und so eine neue Bastion schuf, hatte der Eckturm den bisherigen Zweck verfehlt. Daher setzte dieser Kurfürst ein rundes Wohngeschoß auf; Friedrich II. (1544—1556), der Erbauer des nahen gläsernen Saalbaues, erhöhte ihn um zwei weitere, und Friedrich IV. wiederum um zwei achteckige Geschosse, die aber jedesmal eingerückt wurden, so daß oben zwei Umgänge entstanden. So erhielt der Turm, in dem ehemals Glocken hingen, seine jetzige charakteristische Gestalt, in der er, hoch über die ganze Ruine emporragend und malerisch genug, das Wahrzeichen der Stadt geworden ist.

Auf eine Eigentümlichkeit möchten wir noch aufmerksam machen: der aufmerksame Beobachter wird etwa 4 m über dem Erdboden am untersten Geschoß des Glockenturms einen merkwürdigen Steinring entdecken. „Er besteht aus zwei in der Mitte rechtwinklig unterschnittenen Quaderreihen, die mit ihren Vorsprüngen übereinander weggreifen und dadurch eine Verklammerung rings um den Bau bilden. Es handelt sich hier wohl um eine Art steinernen Zugankers, der den von dem mächtigen Kuppelgewölbe des Innern ausgehenden starken Schubkräften entgegenwirken sollte.“

Gehen wir die paar Schritte noch weiter, bis zum nördlichen Rand der Streichwehr, so sehen wir unmittelbar unter uns auf die Karlsschanze herab (S. 34, 37), die 1683 als letztes Bauwerk vollendet, bestimmt war, den von der Stadt heraufziehenden Burgweg und das Friesental zu be-

streichen. Sechs Jahre später schon ist das Bollwerk wieder zertrümmert worden. Dem weiter schweifenden Auge aber öffnet sich an dieser Stelle ein reizendes eingerahmtes Bild auf die Oststadt, die Brücke, den Heiligenberg mit der Hirschgasse.

Unser Rundgang führt uns nun auf die Nordseite des Schlosses. Durch eine kleine Pforte treten wir in die Ruinen des von Ludwig V. errichteten Zeughauses ein, links erhebt sich, westlich anschließend an den Glockenturm, die Front des „Gläsernen Saalbaues". Leider findet nun unser Weg keine gerade Fortsetzung; wenn wir nicht durch die Maueröffnung hindurchkriechen wollen, müssen wir schon den kleinen Umweg durch den Torgang des Gläsernen Saalbaues und den des Friedrichsbaues machen. Wir befinden uns auf dem von einer Balustrade und an den Ecken mit malerischen Erkern versehenen „Altan". Nach außen genießen wir von hier wieder eine herrliche Aussicht. Rückwärts steigt die prächtige Fassade des Friedrichsbaues auf, deren Formen wir vom Schloßhof aus genauer studieren wollen. Der an ihr und dem Gläsernen Saalbau zum Glockenturm rückwärts gleitende Blick umfaßt ein überaus reizvolles, belebtes Bild. Im merkwürdigen Gegensatz zu dem Stil des Friedrichsbaues stehen die Fenster des westlich von ihm aus der Bauflucht vorspringenden sogenannten „Faßbaues", dessen Schöpfer der Kurfürstregent Johann Casimir (1584—1592) war. Trotzdem die Renaissance schon Herrscherin auf dem Schloß geworden war, kehrte er doch wieder zur Gotik zurück, und zwar so, daß der kleine Bau den Eindruck einer Kapelle macht und auch vielfach dafür ausgegeben wird. Indessen viel weltlichere Gedanken waren bei Errichtung des ganzen Baues maßgebend. Da unten ruht das „wundergroße, weltbeschreite Weinfaß". Welchen Zweck der darüber liegende, von den gotischen Fenstern erhellte, einst von vier Reihen Sterngewölben überspannte Raum gehabt hat, läßt sich nicht mehr sagen, jedenfalls war er früher statt des Daches von einem kleinen Altan mit Brüstungsgeländer bedeckt.

Vom westlichen Altanerker aus überblicken wir bequem den an den Faßbau angrenzenden, an seiner Nordfront noch mehr zerstörten „Englischen Bau", dessen Südseite wir schon im Stückgarten kennen gelernt haben (s. S. 37),

bis zu dem „dicken Turm“ hin. Indem aber Johann Casimir den Nordwall durchbrach und seine Verteidigungsfähigkeit dadurch schwächte, wurden neue Vorwerke zum Schutze der Nordfront nötig, und so entstand in derselben Zeit die „große Batterie“, jetzt ein Garten, auf den wir vom Altan herabblicken. Das Altangebäude aber setzte dann Friedrich IV. auf die Batterie auf und verlieh dadurch der Nordfassade seines Palastes eine ruhige, breite und wirkungsvolle Basis. Steigen wir die Treppe zwischen dem Friedrichsbau und dem Altan hinab, so kommen wir in einen weiten gewölbten Raum, der durch große, rundbogige Oeffnungen erleuchtet ist. Umsponnen von Efeu, gewähren sie reizvoll eingerahmte Einzelbilder nach außen. Würden wir nun unseren Weg fortsetzen, so würden wir durch die Torburg, an der äußeren Karlsschanze vorbei und dort umbiegend, den steilen, aber schattigen Burgweg zum Kornmarkt herabkommen (vgl. S 28). So haben wir auf unserem Rundgang ein vollkommenes Bild der Schloßanlage bekommen. Wir führen unsere Begleiter durch den Torgang des Friedrichsbaues zurück in den Schloßhof hinein.

c) Der Schloßhof.

Während wir bisher bei Betrachtung der Festungsanlagen in den Regierungszeiten der einzelnen Kurfürsten hin- und hergehen mußten, können wir jetzt bei Schilderung der Wohnbauten im ganzen chronologisch vorgehen.

Zwei Hauptbilder stellen sich uns dar, wenn wir uns in die Mitte des Schloßhofes stellen, beide in ihrer Art gleich eindrucksvoll, gleich malerisch. Das eine erblicken wir in der Südwestecke: es ist beherrscht von den schlichten, ruhig ernsten Formen der Gotik. In der Mitte, etwas im Hintergrund, neben dem vom dunklen Efeu umsponnenen Ruprechtsbau, ragt schweigend der ehrwürdige dunkelrote Torturm empor, aber die lastende Wucht des Riesen wird reizvoll gemildert durch die vom wilden Wein umrankte zierliche Brunnenhalle des Soldatenbaus. An diese Gebäude, die wir als Gesamtgemälde mit einem Blick umfassen können, schließen sich die beiden weiteren Gebäude der Westseite, der Bibliotheksbau und der Frauenzimmerbau an, auf der Südseite neben dem Soldatenbau die Oekono-

miegebäude, die auch noch um die Ecke herum nach der Ostseite umbiegen und hier im Ludwigsbau sich fortsetzen.

Das andere Hauptbild umfaßt die Nordostecke: ganz verschieden von dem gegenüberliegenden entwickelt es in reichstem Wechsel, in steter Bewegung die Formen der Renaissance. Auf der Ostseite neben dem Ludwigsbau der Ottheinrichsbau, auf der Nordseite östlich anstoßend an den Frauenzimmerbau der Friedrichsbau, zwischen beiden ein gotisch-antikischer Torbau und die Loggien des Gläsernen Saalbaus, die diesen Teil des Schloßhofes ähnlich beleben, wie die Brunnenhalle den gotischen Teil — alle diese Gebäude mit ihrem herrlichen architektonischen und plastischen Schmuck sind so eigenartig gruppiert, daß sie einen Gesamteindruck von seltener Großartigkeit und Erhabenheit hinterlassen. Nicht umsonst ist das Bild in der ganzen Welt berühmt und so unzählige Male in aller denkbaren Weise von Künstlern wiedergegeben worden.

1. Die gotischen Bauten.

Ruprechtsbau.

Den im Schatten des Torturmes stehenden sogenannten Ruprechtsbau haben wir auf seiner Rückseite schon vom Stückgarten aus kennen gelernt (s. S. 34 f.). Hier haben wir die Hauptfront vor uns. Auf einem Erdgeschoß mit hohen Rundbogenfenstern, die aber erst im 17. Jahrhundert an Stelle der ursprünglich gotischen dreiteiligen getreten sind, ruhen zwei Obergeschosse: die Wandfläche ist nur im zweiten Geschoß durch zwei Wappen verziert. Das eine stellt in reicher Renaissanceumrahmung das Wittelsbacher Wappen dar, das wir noch manchmal als Schmuck antreffen werden (nähere Beschreibung s. S. 54). Eine Inschrift aus dem Jahre 1545, also aus Friedrichs II. Regierungszeit, erzählt, daß Pfalzgraf Ruprecht (III.), der von 1400—1410 deutscher König war, dies Haus erbaut, daß Ludwig V. es erneuert habe. Noch deutlicher erinnert an den einstigen königlichen Glanz des Pfälzer Hauses das andere Wappen, der gotische, wundervoll stilisierte Reichsadler, der in seinen Fängen die beiden Hauptwappenschilder der Wittelsbacher trägt. Danach sollte

man es als ganz sicher annehmen, daß König Ruprecht wirklich der Gründer des Palastes gewesen sei; indessen die Architekten bezweifeln die dennoch auf Grund eingehender Studien und wollen seine Entstehung selbst in den ältesten Teilen auf 30 bis 40 Jahre später ansetzen. In diese Zeit weise auch der Stil des Reichsadlers. Sicher aber ist jedenfalls, daß Ludwig V. die beiden oberen Stockwerke, die ehemals nur Fachwerk waren, massiv hat aufmauern lassen.

Ueber der spitzbogigen Eingangspforte befindet sich eine runde, ehemals mit reichem Maßwerk geschmückte Oeffnung, die dem Eingang Licht zuführt; den Schlußstein der Pforte selbst aber ziert ein herrliches Werk gotischer Plastik, ein sinniges Symbol: zwei geflügelte Engelsgestalten, deren anmutige Gesichtchen von Locken umgeben sind, tragen auf Wolken schwebend einen Kranz mit fünf Rosen, in dessen Mitte ein leider verstümmelter Zirkel sich befindet. „Der Zirkel bedeutet den Bau, der Kranz mit den fünf Rosen die Gebete, mit denen der fromme Bauherr den Bau unternommen; die beiden Engel, die auf den Wolken schweben, tragen den vom Kranz umschlossenen Zirkel empor zur Jungfrau Maria, das heißt, sie überbringen der Himmelskönigin die Gebete, welche den Bau ihrer Gunst empfehlen.“ Die Sage aber deutet das Symbol noch anders, wie uns G. Taylor (Hausrath) in seinem Roman „Klytia“ erzählt: Der Baumeister hatte seine beiden Zwillingsknaben so lieb, daß er sie immer um sich haben wollte und sie selbst mit auf das Baugerüst nahm. Da tat der eine einen Fehltritt und riß den anderen mit sich in die Tiefe. Da ward der Vater schwermütig und weilte lieber am Grabe seiner Kinder, als den Bau zu vollenden, zu dem nur noch der Abschluß des Tores fehlte. Endlich ließ ihn König Ruprecht ermahnen, zu Ende zu kommen. Da erschienen dem mutlosen Baumeister seine Knaben im Traume als lichte Engel und brachten ihm den Rosenkranz vom Grabe zurück, den er am Morgen dorthin gelegt hatte. Beim Erwachen lag er frisch und duftig vor ihm, aber aus den weißen Rosen waren rote geworden. So ward dem Meister offenbar, wie er den Torabschluß zu bilden habe.

Der Gang, in den man durch die Türe eintritt, teilt das Untergeschoß in zwei Säle; der südliche, der noch erhalten ist, wird oben durch vier von einer Säule gestützte Kreuz-

gewölbe abgeschlossen; ihre Schlußsteine sind, gleich den zweien der Kreuzgewölbe des Ganges, mit Wappen geschmückt. Der nördliche Saal mit den großen Bogenfenstern war der eigentliche Festraum; jetzt dient er dem Architekten, der an dem Schlosse arbeitet. Im oberen Geschosse hat Friedrich II. die Nordseite mit einem wundervollen Kamin im Renaissancestil geschmückt (vgl. S. 53 f.).

Bibliotheksbau.

Kurfürst Ludwig V. (1508—1544), dessen wir bei Schilderung der Festungsanlagen so ausführlich schon Erwähnung getan haben, ist auch der Schöpfer aller übrigen gotischen Bauten, die wir jetzt zu zeigen haben.

An den Ruprechtsbau grenzt im spitzen Winkel der Bibliotheksbau an, in dessen Ruine wir vom Stückgarten besser hineinsehen konnten, als es vom Hof aus möglich ist; denn die Mauern sind auf der Westseite fast ganz abgesprengt, während sie auf der Hofseite noch in vier Geschossen aufragen. Ferner ist der Bau auf den Zwinger hinausgerückt. Schon diese Tatsache beweist, daß er erst entstanden sein kann, als der schützende Westwall bereits aufgerichtet war (S. 37 f.). Sonst hätte der Kurfürst es nicht wagen können, die Verteidigungslinie im Westen durch einen Nutzbau so stark zu beeinträchtigen. So ist der Bibliotheksbau in der Tat der Schlußstein in der reichen Bautätigkeit des Fürsten und das jüngste gotische Gebäude. Vom Stückgarten aus konnten wir bei aufmerksamer Betrachtung im Hauptgeschoß den Stumpf einer Säule sehen, auf der einst vier Gewölbe eines hohen Saales ruhten. Hier wurde das Archiv und die Bibliothek aufbewahrt, aber nicht die berühmte bibliotheca Palatina (vgl. S. 99), die ihren Platz auf den Emporen der Heilig-Geistkirche fand, sondern nur die allerdings ebenfalls ziemlich bedeutende kurfürstliche Hofbibliothek. Das Erdgeschoß diente wohl als Schatzkammer und Münzstätte.

Seinen Zwecken entsprechend ist der Bibliotheksbau ganz besonders stark aufgemauert worden, unten in einer Dicke von 3 m, ganz oben noch von 1,5 m, und alle Stockwerke waren von vornherein mit gewölbten Decken versehen; jedem, der die Stätte betritt, wird dies Gebäude auch noch in seinen Trümmern einen großartigen Eindruck hinter-

Das große Faß



Perkeo
nach dem Oelgemälde von Adrian van der Werff

Schloßhof: Die Renaissancebauten



Der „Ritter“ am Markt

Aufn. von Carl Lange, Heidelberg

lassen. (Früher hielt man den Bibliotheksbau allgemein für den ältesten Teil des Schlosses und nannte ihn nach seinem angeblichen Erbauer Rudolfsbau, indem man seine Entstehung um 1300 ansetzte.)

Dadurch daß der Bibliotheksbau auf den Zwinger hinausgeschoben ist, hat die gesamte westliche Hoffront eine Unterbrechung erfahren: ein kleiner Nebenhof ist entstanden, der auf der einen Seite von der hohen, von Fenstern durchbrochenen Giebelmauer des Ruprechtsbaues, auf der anderen Seite von dem mit einem viereckigen Erkerausbau versehenen Frauenzimmerbau begrenzt ist; den Hintergrund nimmt die viergeschossige Giebelwand des Bibliotheksbaus ein, die sonst glatt ist; aber hoch oben gewahren wir auf einer Konsole einen im Grundriß als halbes Achteck vorspringenden, reizenden Erker in gotischem Stile. Unten plätschert der alte Schloßbrunnen, über den eine Weide ihre langen, hellgrünen Zweige herabhängen läßt, während hinten in der Ecke eine schlanke, starke Linde in die Höhe strebt.

Frauenzimmerbau.

Der nördlich anstoßende Frauenzimmerbau (Bandhaus), den wir auf der Rückseite ebenfalls vom Stückgarten aus betrachteten (S. 36), war von allen Bauten Ludwigs V. der schönste, doch hat er die wechselvollsten Schicksale erfahren; jetzt ist er fast unansehnlich geworden. Einst erhob sich auf dem Erdgeschoß ein Obergeschoß mit stattlichen Giebelaufsätzen, das im 17. Jahrhundert dem „Hofrauenzimmer" als Wohnung zugewiesen war, nach der Zerstörung ist auf das Erdgeschoß das hohe, brutal auf ihm lastende Dach aufgesetzt worden. Das Erdgeschoß war als eigentlicher Festsaal (Königssaal) gedacht. An drei Seiten springen viereckige erkerartige Vorbauten aus, und große dreiteilige Fenster erhellen einen mächtigen Raum, der auch innerlich früher reich ausgestattet gewesen sein mag, der noch eine Erweiterung erfuhr, als Johann Casimir das Obergeschoß seines an der nordwestlichen Ecke vorgelegten Faßbaus mit ihm in Verbindung setzte. 1534 fanden hier die Hochzeitsfeierlichkeiten des Pfalzgrafen Friedrich, des Bruders und Nachfolgers Ludwigs V., statt. Später, nach Erbauung der neuen Säle im Gläsernen Saale und Ottheinrichsbau, wurde der Festraum als „Türnitz" allgemeines

Versammlungslokal, in dem bei festlichen Gelegenheiten die Dienerschaft gespeist, gelegentlich auch Ritterspiele abgehalten wurden. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts schlug der Bildhauer des Friedrichsbaues mit seinen Gehilfen hier seine Werkstatt auf, doch kam der Königssaal wieder zu Ehren und sah neue glanzvolle Festlichkeiten, als der Kurprinz Karl (S. 34, 37, 43 f.), der Sohn Karl Ludwigs, 1671 Hochzeit hielt. Als dann Karl Theodor etwa 1750 das große Faß erneuern wollte, hallten die Wände des Gebäudes, das mittlerweile eine notdürftig überdachte Ruine geworden war, wider von der Arbeit der Küfer. Seitdem hieß man es auch das Bandhaus. Aber dennoch sollte der ehrwürdige Raum nicht immer trauriger Vereinsamung verfallen. Als die Ruperto-Carola 1886 ihr 500jähriges Jubelfest feierte, da wurden die kahlen Wände wieder mit kostbaren Gobelins und frischem Grün verhüllt und mit herrlichen Waffenstücken geschmückt. Ein sterndurchwirkter blauer Zelthimmel spannte sich darüber und schaute auf eine erlauchte Versammlung berühmter Männer herab, unter ihnen auf den Landesherrn und den Kronprinzen des deutschen Reiches. Und noch manchmal hat sich der Saal wieder gefüllt mit fröhlichen Musensöhnen, denen ein „Kommers im Bandhaus" zu den schönsten Erinnerungen zählt.

Ludwigsbau.

Wir sind am Ende der Westseite angelangt und schreiten quer über den Hof hinüber. Neben dem leicht erkennbaren Ottheinrichsbau erhebt sich vor dem Apothekerturm die hohe und schmale Front des Baus, der auch mit seinem Namen an den fürstlichen Bauherrn erinnert, des Ludwigsbaus. Er ist an Stelle eines älteren Gebäudes getreten, dessen Reste an der Südmauer noch erhalten sind und auf einen Bau aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts hinweisen. Früher war der Ludwigsbau wahrscheinlich größer; der Treppenturm stand in der Mitte, und die andere Hälfte fiel, als der Ottheinrichsbau daneben gesetzt wurde. Der genannte achteckige Treppenturm mit dem über der spitzbogigen Tür angebrachten gotischen Wappen (vgl. S. 54) fesselt an der sonst schlichten und den praktischen Sinn des Erbauers kennzeichnenden Fassade allein unser Auge. Ueber dem Wappen sehen wir die Jahreszahl 1524 eingemeißelt, unter ihm zwei Affen oder Katzen,

die die Köpfe durch eine Schleife gesteckt haben und sich mit Gewalt von beiden Seiten gegeneinander stemmen, eine Spielerei ohne tieferen Hintergedanken.

Oekonomiegebäude.

Die vom Ludwigsbau aus nach Süden gegen den Krautturm und von da gegen Westen sich erstreckenden Baulichkeiten waren, mit Ausnahme des Soldatenbaus, nur für wirtschaftliche Zwecke bestimmt. Es sind die Oekonomiegebäude, von denen die beiden Küchenanlagen in Trümmern liegen, die noch bewohnten Bauten aber das Metzelhaus und Backhaus mit umfassen. In diesem, wie in der Herrenküche befinden sich kolossale Kamine, deren Schlote hoch über die Zwingermauer emporragen.

Soldatenbau und Brunnenhalle.

An die Oekonomiegebäude angebaut und dem Toreingang schräg gegenüber steht der Soldatenbau, in dessen Erdgeschoß die Schloßwache hauste, während im oberen Stockwerk ihre Wohnräume eingerichtet waren. Jetzt werden hier die Karten für die Besichtigung des Schlosses verkauft. Aller Augen aber zieht dieser Bau auf sich durch die schon früher erwähnte reizvolle Brunnenhalle, mit der seine Nordseite geschmückt ist. Ueber einem tief hinab in den Granit dringenden Brunnenschacht, der oben mit einer Brüstung gesichert ist, spannt sich ein von Säulen getragenes einfaches Kreuzgewölbe. Je zwei Oeffnungen gegen Norden und Westen und eine gegen Osten sind mit Spitzbogen, welche auf schlanken Säulen ruhen, geschlossen. Darauf ruht noch ein Stockwerk, das etwa die halbe Höhe der Halle hat.

Betrachten wir noch die zu dem roten Sandstein offenbar wenig passenden Säulen etwas näher! Sie haben eine interessante Vorgeschichte. Sebastian Münster erzählt uns in seiner Kosmographie, daß sie durch den Vater Ludwigs V. von dem Palaste Karls des Großen zu Ingelheim nach Heidelberg gebracht worden seien. Aber die Technik, die wir an ihnen gewahren, ist dem Mittelalter gar nicht mehr bekannt gewesen. Wohl aber haben die Römer die Kunst der Steinbearbeitung in hohem Maße verstanden, wie

zahlreiche antike Bauten beweisen, wie wir auch an den Resten erkennen können, die sie in ihren Steinbrüchen am Felsberg im Odenwalde zurückgelassen haben. Gerade von hier stammt das Material für zahlreiche in den Rheinlanden noch vorhandene Bau- und Kunstwerke der Römer, so auch diese Säulen, wie man nach einem Vergleich des Gesteins vermuten muß. Karl der Große hat sie dann irgend einer römischen Ruine für seinen Ingelheimer Palast entnommen. Doch eine, sie ist nur halb, ist aus Kalkstein, wie solcher ebenfalls im Odenwald und zwar bei Auerbach an der Bergstraße sich findet.

Neben dem Laufbrunnen vor dem Bibliotheksbau und dem Ziehbrunnen unter der Brunnenhalle war im Schloßhof auch noch ein Springbrunnen, dessen Becken halb versteckt zwischen Weiden und Holundergebüsch vor dem Oekonomiegebäude liegt. Der Brunnen wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts angelegt und sendet noch jetzt bei festlichen Gelegenheiten seinen Wasserstrahl in die Luft.

2. Die Renaissancebauten.

Der Gläserne Saalbau.

Ludwig V. starb 1544. Mit ihm verlor auch die Gotik ihr bisheriges Ansehen, die Renaissance, die sich seither nur einmal in dem Wappen am Torturm schüchtern hervorgewagt hatte (S. 41), begann nun auf dem Pfälzer Fürstenschloß ihren Thron aufzurichten, zunächst noch im Kampfe mit der alten Gebieterin, dann immer lauter und herrlicher triumphierend.

Der Nachfolger Ludwigs, sein Bruder Friedrich II. (1544—1556), war als Prinz ohne Land auf abenteuerlichen Fahrten viel herumgekommen und hatte u. a. auch Italien gut kennen gelernt. Nach anderen vergeblichen Versuchen, sich eine reiche Frau zu suchen, war er wenigstens in eine sehr vornehme Verbindung getreten, als er die Nichte Kaiser Karls V., die Tochter des vertriebenen Christian von Dänemark, heiratete. Das erfüllte ihn mit stolzem Selbstgefühl, und, obwohl er als geldbedürftiger Prinz sich oft genug über die verschwenderische Baulust seines Bruders beklagt hatte, faßte er nun, nachdem er — bereits ein sech-

zigjähriger und politisch recht unfähiger Fürst — den Thron bestiegen hatte, selbst neue umfassende Baupläne, bei denen zuerst die Renaissance ihren Einzug auf dem Schloß hielt.

Wir haben auf unserer Wanderung den fürstlichen Bauherrn schon wiederholt kennen gelernt, z. B. wie er 1545 am Ruprechtsbau die entzückende Wappentafel mit der Inschrift zum Ruhme seines königlichen Ahnherrn und seines Bruders anbrachte (S. 46). Um den Bau, in den er einstweilen seine hochgeborene Gemahlin einführte, auch innerlich würdig zu gestalten, stattete er 1546 den Speisesaal im nördlichen Obergeschoß mit einem Kamine aus, der die höchste Bewunderung aller Kunstkenner erregt (S. 48). Im Geiste der Frührenaissance gehalten, ist er gleich vollendet in seinem architektonischen Aufbau und seiner Gliederung, in seinem phantasievollen monumentalen und figürlichen Schmuck, besonders in den Medaillons Friedrichs II. und seiner Gemahlin, die, wie die Friesinschrift kündet,

von konglichem stamm
Fraw Dorothea ist ihr nam
geporn Princessin von Denmarckh
Norwegen, Sweden, drey Kongreich starckh,

sowie in den Medaillons der Eltern und hohen Verwandten der Kurfürstin. Nach den neuesten Vermutungen hieß der hochbegabte Künstler Conrad Forster.

Ferner haben wir von Friedrich II. gehört, als wir den Glockenturm betrachteten (S. 43), den er um zwei achteckige Stockwerke erhöhen ließ. An diesen nun lehnte er seinen neugeplanten Palast an, der sich in langem, schmalem Grundriß von der äußeren Zwingermauer bis zu der alten Ulrichskapelle, dem späteren Friedrichsbau, erstreckte; ein Vorbau schob sich am westlichen Ende noch in den Hof vor. Um dafür Platz zu schaffen, mußte ein älteres Bauwerk entfernt werden, und zwar wahrscheinlich der älteste Palast; denn an den noch erhaltenen Resten der Westseite sehen wir im Innern noch das dreifach gekuppelte Spitzbogenfenster aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, dessen Entdeckung 1897 die Vorgeschichte des Schlosses in ein ganz neues Licht rückte (vgl. S. 34 f.).

Es ist merkwürdig, daß der Kurfürst, der am Ruprechtsbau durch einen hochbedeutenden Meister so prächtige

Werke im neuen Stile errichten ließ, Geschmack daran finden konnte, hier in drei mächtigen Geschossen ein Bauwerk zu errichten, das seinem Kern nach noch im nüchternsten gotischen Stil gehalten ist. Allerdings wollte er nicht darin wohnen, sondern für die Bibliothek, später für die Rechnungsbehörde wurde der Bau gedacht, nur oben wurde der große „gespiegelte Saal", ein Repräsentationsraum, geschaffen; ferner geht seine Hauptfront nach Norden, wo sie zum Teil von dem sogenannten Zeughaus verdeckt wurde, und in schmaler Ausdehnung nach Osten, und vor Friedrich IV. dachte kein Kurfürst daran, die nach außen gehenden Fronten zu verzieren. Und doch findet sich im Osten ein Schmuck, der uns schon bekannte Erker (S. 43); er ist gotisch, ebenso wie der Vorbau nach der Schauseite des Hofes. Es scheint, daß das Bauwerk durch einen gotisch geschulten Werkmeister (Joh. Heyder?) schon fertig gestellt war, als ein Meister des neuen Stiles sich daran machte, das Ganze so viel wie möglich auszuschmücken, vermutlich ebenfalls Conr. Forster. So betätigte er seine Kunst in den Konsolen und dem Abschlußstein des Erkers; auf die Treppengiebel des Vorbaus setzte er reizende Sirenen und auf Delphinen reitende Putten.

Diesen selbst aber und den in der Mitte des Gläsernen Saalbaues vorspringenden Treppenturm verband er in drei Stockwerken mit den Bogengängen, die der Nordostecke des Schlosses einen so eigentümlichen Charakter verleihen, so daß das Auge sich immer wieder zu ihnen hingezogen fühlt. Es sind offene Hallen (Loggien); die Bogen, je vier in den oberen Geschossen, zwei größere im Erdgeschoß, werden getragen durch stämmige kannelierte Säulen mit korinthischen Kapitälen. Die Zwickel der unteren Bogenstellung enthalten in der Mitte das von Lorbeerkränzen umrahmte Kurpfälzische Wappen, das wir uns hier bequem betrachten können: rechts sehen wir den Pfälzer (goldenen) Löwen im (schwarzen) Felde, links davon die bayerischen (blau-silbernen) Rauten, darunter ist an Stelle des Blutbannschildes (einer goldenen Arabeske im roten Felde), das wir am Ruprechts- und Ludwigsbau gewahrten (vgl. S. 46, 50), der Reichsapfel getreten, den Karl V. Friedrich II. für seine Verdienste um das habsburgische Haus verliehen hatte. Die Helmzier ist ein gekrönter Löwe, darunter steht der Wahlspruch des Kur-

fürsten: D(e) C(oelo) V(ictoria). Rechts und links davon sind in ebenso umrahmten Halbkreisen weitere Wappen angebracht, deren eines wiederum das des Kurfürsten, das andere das seiner dänischen Gemahlin darstellt.

Der große Festsaal, der dem ganzen Bau den Namen gegeben hat, lag im obersten Geschoß, das er ganz einnahm. Er war mit Holzschalung und Stucküberzug überwölbt und wahrscheinlich auch mit Spiegelscheiben an den Wänden geschmückt. Auch hier haben dann, wie im Königssaal, große Hochzeitsfestlichkeiten 1592 und 1600 stattgefunden. Zur Zeit Karl Ludwigs standen hier „vortreffliche Schildereien und Kunststücke". Schon im dreißigjährigen Krieg verwüstet, wurde der Prachtbau im Orléansschen Krieg nochmals zerstört und endlich 1764 durch den verhängnisvollen Blitz vollständig ausgebrannt. Keine andere Ruine des Schlosses macht innerlich einen so traurig öden Eindruck, wie diese hohen, rauchgeschwärzten Mauern, zwischen denen die Wolken des Himmels herabschauen können bis auf die Kellergewölbe.

Der Ottheinrichsbau.

War unter Friedrich II. die Renaissance trofz mancher Blätter und Knospen, die sie trieb, noch nicht zur rechten Entwicklung gelangt, so entaltete sie unter Otto Heinrich und Friedrich IV. ihre volle, glänzend schöne Blütenpracht.

Ottheinrich war der Neffe seiner beiden Vorgänger, ein charakterfester, frommer, gütiger und leutseliger Fürst, zugleich im Besitz einer seltenen künstlerischen und gelehrten Bildung, die er sich zum Teil aus Büchern, vor allem aber durch weite Reisen, selbst bis ins gelobte Land, erworben hatte. Seine Liebe zur Kunst war ihm geradezu zur Leidenschaft geworden, so daß er dadurch sein ganzes kleines Herzogtum Neuburg zum finanziellen Ruin brachte und schließlich im Jahre 1544 abdanken mußte. Zudem als eifriger Anhänger der lutherischen Lehre von dem Zorn des Kaisers verfolgt, verbrachte er die nächsten acht Jahre in kümmerlicher Dürftigkeit und trauriger Verbannung in Heidelberg und Weinheim. Erst 1552 durfte er die Herrschaft seines Ländchens wieder antreten, und der Tod seines Oheims berief ihn endlich auf einen größeren Schauplatz, auf dem er als Kurfürst seine idealen Neigungen nach allen

Richtungen entfalten konnte. Die nur drei Jahre (1556 bis 1559) währende Regierung dieses deutschen Medicäers ist die glänzendste Epoche der pfälzischen Geschichte gewesen. Sowohl die Reformation, als auch die Renaissance führte er zum endlichen Siege in seinem Lande.. Die Universität begründete er nach Vertreibung der Mönche auf neuer Grundlage, indem er zugleich große Gelehrte heranzog, und, indem er zu der bisherigen Bibliothek seine eigene kostbare Sammlung seltener Handschriften und Bücher fügte, schuf er die bibliotheca Palatina, deren Ruhm durch die Welt ging (s. S. 99).

In den langen Jahren der Verbannung, in denen Ottheinrich den Schlosshof täglich vor Augen hatte, hatte er Zeit genug gehabt, die weitere Ausschmückung zu erwägen. Kein Zweifel, daß er nun mit einem fertigen Plan sofort ans Werk ging. Gegen seine beiden Oheime verfuhr er dabei ziemlich rücksichtslos: die östliche Hälfte der Hoffront des Gläsernen Saalbaus deckte er mit seinem neuen Palaste zu, die wahrscheinlich ehemals vorhandene nördliche Hälfte des Ludwigsbaus ließ er niederlegen; dafür benutzte er die beiden Treppentürme dieser Paläste zur wirksamen Einrahmung der neu eingebauten Prachtfassade. Die Vollendung des Baus hat Ottheinrich nicht mehr erlebt; bei seinem Tode war erst das oberste Geschoß fertig. Aber auch in der bisherigen Baugeschichte haben wir zwei Perioden anzunehmen, deren zweite 1558 mit dem Eintreten des der Antwerpener Schule entstammenden Alex. Colins einsetzt. Dieser vollendete und bereicherte die bereits von einem gewissen Antoni begonnenen plastischen Arbeiten, wohl auch das oberste Geschoß u. a. Wer aber der Architekt gewesen ist, der den Gesamtplan entworfen hat, das wissen wir leider nicht. Wahrscheinlich aber hat ein Grundschema italienischer Herkunft zugrunde gelegen — es wird auf den Palazzo Roverella in Ferrara hingewiesen — und zum mindesten auf die Verzierung hat Ottheinrich selbst mit seinen Neigungen einen höchst persönlichen bestimmenden Einfluß gehabt. Der Ottheinrichsbau trägt, nach Albr. Haupt, zwei Kleider, die durcheinander schimmern. Italienisch ist die große Hauptanordnung, flämisch die Fensterarchitektur, das oberste Stockwerk, der größte Teil des Portals, der Statuenschmuck. Durch diesen Mangel an einheitlicher Leitung sind manche Fehler mit

untergelaufen; aber selbst die schärfsten Kritiker zweifeln doch auch so nicht an der wunderbaren Schönheit des Bauwerkes, das „der edelste Spiegel und die höchste Blüte des deutschen Humanismus in seiner vollen Idealität ist". „Trotz aller Schwächen übt es doch einen außerordentlich malerischen und plastischen Reiz aus. Die mächtigen und strengen Grundlinien bestimmen die feierlich-stolze Wirkung des Ganzen; die weitere prächtige Ausstattung durch den Bildhauer gibt dem Palaste jenes Heiter-festliche und vereint ihre Wirkung mit der südlichen Grundstimmung zu jenem in Deutschland einzigen Architekturbilde, das zuletzt doch als die Verwirklichung des vom Bauherrn Gefühlten und Erstrebten, soweit es die verfügbaren Kräfte zuließen, zu betrachten ist." (Alb. Haupt.)

Die Gliederung der Fassade ist beherrscht von der Horizontaltendenz. Durchgehende Gurtgesimse trennen die drei Geschosse scharf voneinander. Diese nehmen nach oben in wohldurchdachter Abstufung an Höhe ab (7,41 m: 5,6 m: 4,4 m). Die ganze Breite umfaßt je fünf Pilastersysteme zu je zwei Fenstern; zwischen diesen findet sich jedesmal eine Nische mit einer Statue. Das mittlere Pilastersystem des Erdgeschosses wird eingenommen durch das Portal, zu dem eine doppelte Freitreppe hinanführt.

Das Ganze ruht auf dem in breiter Fläche sich hinziehenden, meist aus glatten Quadern gebildeten Kellergeschoß.

Die so gegliederte Fassade belebte der Baumeister mit einem solchen Reichtum ornamentalen und bildnerischen Schmuckes, wie ihn „selbst das verzierungslustige Mailand und Venedig oder sonst wo in Oberitalien kein Profanbau kennt". Und doch zeigt sich dabei nirgends Ueberladenheit. So streng und regelmäßig die allgemeine Gliederung war, so herrschte doch in der dekorativen Behandlung der einzelnen Teile die größtmögliche Abwechslung. Auf den derberen, aus abgerundeten Quadern aufgemauerten Pilastern des Erdgeschosses mit ihren jonischen Kapitälen ruht ein Gurt-Gesimse, dessen dorischer Fries aus Triglyphen mit Stierschädeln und Rosetten gebildet ist; darüber erheben sich Pilaster mit reichem Pflanzenornament und korin-

thischen Kapitälen, die ein Kranzgesimse mit Wellenornament tragen, die Pilaster des obersten Stockwerkes wieder sind einfachere kannelierte Halbsäulen ebenfalls mit korinthischen Kapitälen. Das darauf lagernde Gurtgesimse zeigt in seinem Fries eine prächtige Palmettenreihe mit verbindenden Ranken.

Betrachten wir weiter die Fenster, welche Mannigfaltigkeit entdecken wir da wieder! Besonders interessant sind die des Erdgeschosses, deren Gestaltung durch die des Portales beeinflußt wurde. Ein Steinkreuz teilt sie in vier Teile, die wieder durch lauter verschiedenartige Säulchen eingefaßt sind. In der unteren Abteilung sehen wir da zu beiden Seiten solche, die scheinbar mit eisernen Bändern an der Wand befestigt sind, in der Mitte sehen sie aus wie Schachtelhalme, in der oberen Abteilung gleichen sie an den Seiten gedrehten Seilen. Im zweiten Geschoß wird das Fenstergebälk durch schlanke kannelierte Säulen getragen, im dritten wieder durch ganz schlichte Halbsäulchen. In den Fenstern aller Geschosse aber sind vor die mittleren Teilungsstäbe allerlei Hermen gestellt, die in ihrer Behandlung eine ebenso große Abwechslung verraten. Dasselbe gewahren wir am Fenstergebälk: über dem ornamentierten Fries, der allen Stockwerken gleich ist, sehen wir im Erdgeschoß in einem giebelartigen Dreieck Medaillons, die von musizierenden Putten gehalten werden. Sie stellen nach der Umschrift in seltsamer Mischung historische und sagenhafte, bedeutende und unbedeutende Römer dar: Vitellius imp., Antonius (!) Pius, Tib. Claudius Nero, Nero Cäsar, C. Marius, M. Antonius, Rom. N. Pamphilius (!), M. Brutus.

Die Bekrönung des Fenstergebälks im zweiten Geschoß wird gebildet durch Tritonen, deren menschlicher Leib in zwei geringelten Fischschwänzen endet und deren Arme durch phantastische Flügel ersetzt sind. Aehnlich den Medaillons und Putten in den unteren Giebeldreiecken sind diese Fischmenschen wahrhaft klassische Werke herrlichster Bildhauerei. Man vergleiche mit ihnen nur die ihnen von Colins nachgeahmten Aufsätze im dritten Stockwerk, um zu verstehen, daß oben ein anderer Geist gewaltet hat. Wir weisen nur auf dies eine Beispiel hin, um zu belegen, was wir oben über den Unterschied der beiden Bauperioden gesagt haben.

Die Nischen zwischen den Fenstern sind mit Muscheln, die über ihnen befindlichen Konsolen mit Akanthusblättern geschmückt.

Und nun das großartige Portal, „an sich schon eins der höchsten Prachtwerke der Zeit“. Die große Bogenpforte, ebenso wie die Konsole der nebenanstehenden Figuren, mit Trophäen aller Art in feinen Flachreliefs verziert, erinnert an römische Triumphbögen; an beiden Seiten stehen je zwei Pilaster mit reich behandelten Atlanten, die wieder je eine das Vestibül erhellende schmale Lichtöffnung einrahmen und mittels jonischer Voluten Architrav, Fries und Verdachung tragen. Auf dem mittleren Teil des Frieses lesen wir in der Inschrift den Namen und den Titel des Bauherrn.

Auf der Verdachung ist, eingefaßt von zwei kleineren, weiblichen Karyatiden, das kurfürstliche Wappen angebracht, ein Wunderwerk plastischer Kunst von Colins. Zu den Seiten sehen wir Männer mit Löwen ringen. Gekrönt wird das ganze Portal durch das Brustbild des fürstlichen Erbauers, das von zwei flöteblasenden Genien begleitet erscheint.

Colins besaß wohl hohe technische Gewandtheit, aber keine Eigenart; er war abhängig von der Antwerpener Schule. Auch in der Bildung der Statuen zeigt er erhebliche Schwächen: bei mattem Gesichtsausdruck und befangener Haltung charakterisiert er die Personen lediglich durch Attribute, Gewandung und Inschriften. Man betrachte sich z. B. die Jungfrau mit ihren zarten Armen, die die Säule zerbricht, das Sinnbild der Stärke, oder den Herkules mit seinem milden Gesicht! Und doch haben die Statuen wieder große Vorzüge — vor allem, man darf nicht jede für sich betrachten, sondern nur im Zusammenhang mit der ganzen Fassade, in deren Charakter sie sich in ihren sanften Linien vortrefflich einfügen, so daß die Mängel wenig bemerkbar werden. Die Statuen des Erdgeschosses bezeichnen in wunderlicher Zusammenstellung drei alttestamentliche und einen griechischen Helden, alle im Dienste Gottes stehend: Josua, Samson, Herkules und David, deren Verdienste in unbeholfenen Versen gepriesen werden. Im zweiten Stockwerk erblicken wir über dem Medaillon Ottheinrichs in allegorischer Darstellung die Liebe, rechts und links davon Glaube und Hoffnung, an den Enden die

Stärke und die Gerechtigkeit. Die Nischen des dritten Stockwerks enthalten von links nach rechts die Gottheiten Saturn, Mars, Venus, Merkur und Luna, die der ehemaligen Giebel Sol und Jupiter; dadurch sind Sonne und Mond mit den fünf alten Planeten symbolisch zur Darstellung gebracht. „Wir sehen, die plastischen Darstellungen der Fassade des Palastes bilden zusammen einen schönen Spiegel der fürstlichen Regierung. Auf der Kraft der Persönlichkeit, auf dem Heldentum des Volkes baut sich sicher die fürstliche Gewalt auf; sie hat ihr Zentrum in der Uebung der christlichen Tugenden, vereint mit Stärke und Gerechtigkeit, steht endlich unter dem Einfluß höherer Potenzen, einer himmlischen Leitung, die sich im Laufe der Gestirne kundgibt."

Die jetzigen Statuen sind Kopien, da die Originale hinfällig geworden waren. Diese sind im Ruprechtsbau aufgestellt.

Als Ottheinrich starb, entließ sein sparsamer Nachfolger Friedrich III., der zudem als frommer Calvinist die heidnischen Bildwerke des Palastes nur mit Unbehagen betrachten mochte, Colins sofort und vollendete in dieser dritten Bauperiode den unfertigen Palast erst nach mehreren Jahren. Er setzte nun auf die Fassade noch zwei unten siamesisch verwachsene Giebel mit Querdächern auf. Die große Frage, die bei dem Streit um die Wiederherstellung des Palastes so schwerwiegende Bedeutung hat, ist nun die, ob eine Vollendung in dieser Art in dem Grundplan Ottheinrichs gelegen habe oder ob nicht vielmehr unfähige Pfuscher, die mit der Dachkonstruktion nicht fertig werden konnten, nur in solch mangelhafter Art sich beholfen hätten. Denn besonders auch nach den italienischen Vorbildern hätte das Dach horizontal abschließen müssen, da die Giebel der Horizontaltendenz der Fassade heftig widerstrebten, zudem die Axe des herrlichen Portals oben auf eine Dachkehle stieß. Wie dem auch sei, die Giebel waren da und wurden 1659 in Anlehnung an die des Friedrichbaus erneuert, wodurch sie noch mehr störten. Zugleich wurden damals die Doppeldächer durch ein Walmdach ersetzt. Im Orléansschen Krieg ging der ganze Bau in Flammen auf, wurde aber 1764 wieder hergestellt. Da traf ihn der Blitzstrahl und versetzte ihn in den heutigen Zustand; von dem reichen Schmuck des Innern, besonders des Kaisersaales, sieht man

nur noch einige reich ornamentierte Säulen, Konsolen, Türgestelle und Aufsätze, einen Kamin usw. Jedoch zugleich brachen auch die störenden Giebel zusammen, so daß die herrliche Fassade heute zur freieren Geltung kommt, als zur Zeit ihres Glanzes.

Der Friedrichsbau.

Dem Ottheinrichsbau schräg gegenüber erhebt sich vierzig Jahre später ein neuer Bau, jenem in der ganzen Auffassung nahe verwandt, ihm nachgebildet und doch wieder ganz verschieden von ihm und selbständig durchgebildet, das charakteristische Ergebnis einer anderen Zeit und einer neuen Auffassung des Renaissancestils. Ueberaus reizvoll ist der hier, wie nirgend anderswo, in so unmittelbarer Nebeneinanderstellung mögliche Vergleich zweier Meisterwerke der deutschen Baukunst aus dem Zeitalter der Renaissance in verschiedenen Perioden.

Der genannte Kurfürst Friedrich III. (1559—1576) und sein Sohn Ludwig VI. (1576—1584) haben keine neuen Bauten am Schloß hinzugefügt, wohl aber haben wir seinen zweiten Sohn, den Administrator Johann Casimir (1584 bis 1592), als Erbauer des kleinen Faßbaues, in dem der gotische Stil noch einmal erwachte, kennen gelernt (vgl. S. 44). Dann folgte sein junger Neffe, Friedrich IV. (1592—1610), der Sohn Ludwigs VI., trotz vieler Schwächen ein einsichtsvoller Fürst, der Stifter der Union und durch seine Heirat mit einem der erlauchtesten Geschlechter Europas, den Oraniern, nahe verwandt. Unter ihm belebte sich wieder in großem Stile die Bautätigkeit, als er zwischen dem Gläsernen Saalbau und dem Frauenzimmerbau ein neues Bauwerk einschob. Hier hatte früher die dem heiligen Udalrich geweihte Schloßkapelle gestanden, die aber baufällig geworden war. Sie wurde nun erneuert und damit zugleich die Errichtung eines herrlichen Palastes verbunden, der nicht Repräsentationszwecken dienen sollte, sondern „divino cultui et commodae habitationi", wie die Inschrift über dem Durchgang auf der Südseite ausdrücklich erzählt. So wurde denn das unterste Geschoß als neue Schloßkirche eingerichtet; in den oberen Geschossen aber wurden statt großer Säle, wozu auch der beschränkte Raum nicht geeignet war, behagliche Wohn-

zimmer für die kurfürstliche Familie hergestellt. 1601 begonnen, war der Bau 1607 fertig gestellt. Der Architekt war der vom einfachen Zimmergesellen zum Straßburger Stadtbaumeister emporgestiegene Joh. Schoch, der seit 1602 in pfälzischen Diensten stand, aber nach 1619 zurückkehrte und 1631 in Straßburg starb: der „Begründer der Renaissancearchitektur Straßburgs und einer der hervorragendsten Baumeister seiner Zeit“ (vgl. S. 37).

Der Friedrichsbau hat nicht wie der Ottheinrichsbau nur eine Fassade, sondern im Norden wie im Süden sind die Fronten ziemlich gleichmäßig ausgeschmückt.

Gegenüber der Horizontaltendenz, die nach italienischem Muster im Ottheinrichsbau zur Geltung kam, „hat Schoch den Vertikalgedanken, auf dem nun einmal die deutsche Auffassung des Fassadenbaues beruht, zum Gesetz seines Baues gemacht. Wohl sind auch bei ihm die Geschosse durch reiche Friese und Gesimse horizontal markiert, aber die Pilaster — dorische, toskanische, jonische und korinthische in hergebrachter Reihenfolge — sind durch die verkröpften Gesimse in eine strenge Verbindung gebracht, machen die vertikalen Linien zu den dominierenden, lassen die beiden hohen Dachgiebel mit ihren geschwungenen Profilen in organische Verbindung mit der Fassade treten, vermeiden also die Mängel des Ottheinrichsbaues. Genial ist aber die Art, wie der Architekt in den Grundzügen seiner Konzeption sich seinem Vorgänger anschließt, in den hohen Fenstern des Erdgeschosses“ — wie glücklich kam dem Baumeister dabei zu Hilfe, daß das Untergeschoß religiösen Zwecken dienen sollte — „der Doppelteilung sämtlicher übrigen Fenster, dem Statuenschmuck, welcher mit den Pilastern alterniert, und wie er doch dies alles frei umbildet, selbständig einem strengeren, konsequenteren architektonischen Gesetz unterwirft, namentlich statt der spielenden Fensterkrönung dort durchgängig Giebeldächer verwendet, ja wie er sogar die Statuennischen durch die über ihnen vortretenden Konsolen mit den architektonischen Gliedern in enge Verbindung setzt“. Der Baugedanke kommt an der Nordfassade deutlicher zur Geltung; statt der fünf Pilastersysteme des Ottheinrichsbaues mit je einem Fensterpaar gewahren wir hier acht selbständige Felder, durch hoch aufstrebende, durchgehende Pilaster von einander getrennt. Auf der Südfassade dagegen wird jeder

zweite Pilaster durch Statuennischen unterbrochen, so daß ähnlich wie beim Ottheinrichsbau doppelfenstrige Systeme entstehen. Lübke empfindet dies als einen Mangel, als eine Beeinträchtigung der so scharf betonten Vertikaltendenz, doch Pfaff bestreitet dies, „da die Statuen auf ihren stark ausladenden Sockeln weit aus den Nischen hervortreten und daher nicht sowohl zum Schmuck bestimmt, als im Dienste des architektonischen Grundgedankens stehend erscheinen“.

Daß nicht alles in der sonst so meisterhaften Komposition vollendet ist, ist leicht einzusehen: man betrachte nur die Fenster, die eng zwischen den einzelnen Pfeilerreihen sitzen und nicht den nötigen Spielraum zur Entwicklung ihrer Verzierungen haben, oder die kleinen Nischen im Verhältnis zu den mächtigen Statuen. Auch sticht die einfache Eingangstür zur Kirche recht gegen das pompöse Portal des Ottheinrichsbaus ab.

Dem krafterfüllten, energischen Aufbau entspricht auch die Formenbehandlung. Die ideale Stimmung der früheren humanistischen Epoche ist einer derberen, realistischeren Auffassung gewichen. Statt der anmutig-feinen Ornamentik des Ottheinrichsbaues sehen wir hier mit einer gewissen Härte geometrisches Formenspiel, dem Alltagsleben entnommene Motive von Sattler-, Tischler- und Schmiedearbeiten und zwar meist willkürlich den Flächen- und Profilen angeheftet. Aber welch reiche Phantasie entfaltet der Baumeister auch hier!

Wesentlich verschieden von der sonst am Bau zu beobachtenden Formengebung ist die Behandlungsweise der 15 Ziertafeln an den Pfeilern der Erdgeschosse, an denen wir üppig schöne Barockformen ebenfalls in einer Fülle abwechselnder Motive wahrnehmen.

Auch die liebliche Puttenumrahmung der beiden Inschriftentafeln, deren eine über dem Durchgang schon erwähnt ist, die andere über dem Eingang der Kirche sich befindet und Ps. 118, 20 in hebräischer und lateinischer Sprache enthält, will nicht recht zu der übrigen Ornamentik passen. Wir erkennen hier schon die Phantasie des anderen Meisters, der an der Vollendung des Friedrichsbaues mit tätig war.

Johannes Schoch hatte das Glück, in einem zufällig des Weges daherkommenden Bildhauergesellen, dessen Genie er

alsbald erkannte, einen seiner würdigen Mitarbeiter zu finden, in dem Schweizer Sebastian Götz, von dem wir leider wenig mehr wissen, als daß er vorher in München und Würzburg, nach Vollendung seiner Heidelberger Arbeiten in Aschaffenburg tätig war, dann vorübergehend nach Heidelberg zurückkehrte, um die Statuen Ludwigs V. und Friedrichs V., sowie das kostbare Grabmal seines früheren fürstlichen Gönners, Friedrich IV., anzufertigen.

Von ihm rührt außer den erwähnten Tafeln die gesamte übrige, reiche, plastische Ausschmückung her. Wunderbar, wie sich die beiden Künstler gegenseitig ergänzten! Köstlich individualisiert sind die zwölf Löwenköpfe über den Ziertafeln an den Pfeilersockeln, geradezu aus dem Leben gegriffene, scharf gezeichnete Porträts sind die etwa 45 männlichen und weiblichen Köpfe, die aus den Fensterbedachungen und vom Dachgesimse auf den Hof herabschauen, leider aber von unten aus viel zu wenig gewürdigt werden können.

Denselben Realismus, dieselbe Lebenswahrheit atmen vor allem die 16 Statuen, die aus den Nischen der Südfassade heraustreten.

Der fürstliche Stolz der Bauherren, der in den gotischen Bauten sich kaum äußert, tritt in der Renaissancezeit immer schärfer hervor: wir sehen es schon an dem Kamin des Ruprechtsbaues und an dem Wappen des Gläsernen Saalbaues und an dem Wappen und dem Medaillon des Ottheinrichsbaues. Viel stärker ist es hier ausgeprägt, wo der Kurfürst nicht nur sein und seiner Gemahlin, Luise Juliane von Oranien, Wappen viermal paarweise an den Zwerchgiebeln anbrachte, sondern auch sein ganzes Geschlecht und sich selbst als letzten in prächtigen Standbildern an der Fassade verherrlichte.

Da sehen wir in der obersten Reihe die ältesten Ahnherren und die Begründer der Wittelsbachischen Macht. An ihre Spitze stellte der Kurfürst kühn Karl den Großen selbst, daneben Otto von Wittelsbach, der wegen seiner Treue gegen Friedrich Barbarossa mit dem Herzogtum Bayern belehnt, zuerst das Geschlecht zu höheren Ehren brachte, dann dessen Sohn Ludwig, der 1214 auch die pfälzischen Lande hinzu erwarb, schließlich Rudolf († 1319), den Stifter der älteren Pfälzer Linie nach ihrer Trennung von der bayerischen. Die zweite Reihe



Das Scheffeldenkmal

Schloßhof: Die gotischen Bauten

Aufn. von Carl Lange, Heidelberg



Partie aus dem Schloßpark

Aufn. von Edm. v. König, Heidelberg

weist stolz auf vier gekrönte Häupter hin, die aus dem Geschlecht hervorgegangen sind, es sind: Kaiser Ludwig der Bayer, der Bruder des Rudolf, König Ruprecht, dann der übrigens herzlich unbedeutende Otto, der im Anfang des 14. Jahrhunderts Wahlkönig von Ungarn war, und Christoph, der von 1400—1448, ebenfalls als Wahlkönig, Dänemark beherrschte. Die dritte Reihe nennt die im Verlauf der Geschichte der Pfalz besonders bemerkenswerten Herrscher: Ruprecht I., den Gründer der Universität, den eigentlichen Schöpfer des Kurstaates, der 1356 die Kurwürde seinem Lande sicherte, dann Friedrich den Siegreichen (1450—1472), der als Sieger von Seckenheim der Liebling der Pfälzer war und ist, aber von seinen Feinden der „böse Fritz" genannt wurde, dann die uns bekannten Erbauer der letzten beiden Paläste, Friedrich II. und Otto Heinrich. Die unterste Reihe stellt die vier bisherigen Fürsten aus dem Hause Simmern dar, den Großvater des Bauherrn Friedrich III., den Vater Ludwig VI., den Oheim Johann Casimir und Friedrich IV. selbst.

Die Auswahl war im allgemeinen glücklich, bedauerlicherweise fehlt nur Ludwig V., den wir oben so ausführlich in seiner Bautätigkeit auf dem Schlosse behandelt haben. Aber die Zahl 16 war erschöpft, und so mußte er denn wohl oder übel weggelassen werden. Der Sohn Friedrichs IV., Friedrich V., aber empfand den Mangel und setzte ihm, wie wir gesehen haben, nachträglich das wohlverdiente Denkmal am dicken Turm (S. 37) neben seiner eigenen Statue, und zwar durch denselben Künstler Seb. Götz. Diese letztgenannten Statuen lassen, so kunstvoll sie auch gemeißelt sind, doch etwas von dem vermissen, was uns hier in den vor uns stehenden Erstlingsarbeiten so hohe Bewunderung abnötigt. Dies sind in der Tat in der Auffassung und Technik Meisterwerke der Plastik. Wie scharf hat der Künstler jeden einzelnen Fürsten nach Gesichtszügen und Haltung in seinem Wesen gekennzeichnet! Wie ehrwürdig erscheint uns in seiner ganzen Stellung, in seinem herabfallenden Barte, den tiefliegenden, sinnenden Augen der weise, gütige und gerechte Herrscher Ruprecht I. als Staatsgründer und Stifter der Universität; welche streitbare Energie, welch trotziges Kraftbewußtsein liegt in dem nach dem Schwerte greifenden Pfälzer Fritz, er ist der Typus

eines deutschen Ritters; und dann betrachte man im Gegensatz dazu schräg über ihm Otto von Ungarn in der Landestracht mit seinem martialischen Schnurrbart: kann man sich einen besseren Vertreter des historischen Magyarentums denken als ihn? Und ebenso spricht auch aus den übrigen Statuen überall Leben. Man sollte wirklich jede einzelne womöglich mit dem Feldstecher betrachten und dann mit bloßem Auge die ganze Reihe noch einmal in ihrer reichen Abwechslung mustern, dann wieder mit dem Glase die oben erwähnten, aus den Fensterbekrönungen hervorschauenden Charakterköpfe sich ansehen und vergleichen mit den an den Ziertafeln der unteren Pfeiler aus Pflanzenornamenten herauswachsenden männlichen und weiblichen Büsten, erst dann wird man sich eine Vorstellung machen können von dem schöpferischen Genie des Meisters.

Weniger gelungen sind die beiden Gestalten der Justitia, die auf der Nord- und Südfassade zwischen Zwerchgiebeln stehen. Ganz oben auf den Giebeln stellen Barockfiguren die vier Jahreszeiten dar.

Auch am Friedrichsbau sind an die Stelle der Originale Kopien getreten; jene sind mit denen des Ottheinrichsbaues im Erdgeschoß des Ruprechtsbaues aufbewahrt und können hier bei der Durchwanderung des inneren Schlosses noch genauer besehen werden, soweit sie nicht in dem engen Raum und bei ungünstiger Beleuchtung leiden. Jede einzelne Statue legt, auch nachdem sie von ihrem Sockel herabgestiegen ist, Zeugnis ab von der Kunst des Seb. Götz. Das ist aber nicht der Fall bei den Figuren des Ottheinrichsbaues, die neben den Konkurrenten schwächlich erscheinen; aber mögen wir uns dabei des oben Gesagten (S. 59) erinnern! Die Bemerkung Oechelhäusers: „Man denke sich die Gestalten des Friedrichbaues mit den Figuren des Ottheinrichsbaues vertauscht — und die Mitwirkung beider Fassaden ist dahin," charakterisiert treffend den hohen Wert **beider** Figurenreihen.

d) Das Innere des Schlosses.

Vorbemerkung. Eine Wanderung durch das Innere des Schlosses hat zweifellos ihre hohen Reize. Sie ist geeignet, die gewonnenen Eindrücke wesentlich zu vertiefen, klarer noch wird das herrliche Ruinenbild vor uns

liegen, imposanter noch werden die mächtigen Festungsanlagen wirken, die Romantik wird noch deutlicher zu unserem Gemüt sprechen, prächtige Blicke auf die Stadt und Umgebung, die anderswo nicht leicht möglich sind, werden sich hier eröffnen. Indessen, es fragt sich doch, ob sie für jeden und für alle Fälle zu empfehlen ist. Da möge jeder seine Kräfte prüfen. Der Fremde, der nur einen Nachmittag zur Verfügung hat, tut vielleicht besser, sie zu unterlassen, da eine einstündige Wanderung durch die Ruinen, verbunden mit vielem Treppensteigen, nach all dem Gesehenen leicht ermüdet und deshalb eher die Eindrücke verwischt als verstärkt; der setzt sich vielleicht lieber jetzt im Schloßhof oder Schloßgarten auf eine der zahlreichen Bänke hin und läßt, angeregt durch die wunderbare Natur, in die das Schloß hineingestellt ist, die aufgenommenen Bilder noch einmal still an sich vorübergehen, um sie so inniger zu genießen. Dann möge er die gewonnene Zeit und Kraft zu einem Spaziergang über die alte Brücke—Hirschgasse—Philosophenweg benutzen, um das bezaubernde Bild, das Stadt und Schloß auch von dieser Seite bieten, zu genießen. So wird er in kurzer Zeit das Schönste von Heidelberg in seine Erinnerungsmappe mit frischen Strichen eingezeichnet haben.

Eines im Innern aber wird sich gewiß keiner entgehen lassen, den Anblick des großen Fasses, dessen Besuch jedem für 10 Pfg. ermöglicht ist, auch wenn er sich nicht einem Rundgang durch die ganze innere Ruine anschließt.

Während wir uns bei der Besichtigung des Aeußern behaglich ergehen und verweilen konnten, wo wir wollten, ist dies bei dem Besuch des Innern nicht so möglich. Mit einer vorgeschriebenen Eintrittskarte versehen (s. Teil I), müssen wir uns, wie das ja nun nicht anders zu machen ist, von einem Führer einen vorgeschriebenen Weg im abgegrenzten Zeitraum leiten lassen, und zwar meist als Herde. Der Führer kann sich dabei um zurückbleibende Schwärmer nicht immer kümmern. Immerhin brauchen solche nicht in Besorgnis zu geraten; meist kommt in nicht allzulanger Zeit eine neue Schar, von einem anderen geführt, der sie sich für die Fortsetzung anschließen können.

Wir werden zunächst in den Ruprechtsbau geführt, wo allerhand alte Waffen und sonstige Antiquitäten, die im Schlosse gefunden sind, aufbewahrt werden, auch die Originale der von den Renaissancefassaden abgenommenen Statuen. Leider aber wird der oben erwähnte herrliche Renaissancekamin (S. 53) nicht gezeigt, da der betreffende Raum dem Schloßbaumeister überwiesen ist.

Von da kommen wir zum Bibliotheksbau, den

wir genauer ansehen mögen, nicht nur im unteren Geschoß, sondern auch zum oberen emporsteigend, womöglich auch die steile Stiege zum Erker, von wo wir über den Schloßhof zum Ottheinrichsbau hinüberschauen können, aber auch die ganze schöne Ruine des Bibliotheksbaues mit seinen ungewöhnlich starken Mauern, den ehemals gewölbten Räumen, unter uns liegen sehen, doppelt schön in der Umgebung, im Grün der Bäume, die vom Schloßgraben zu ihnen emporsteigen. Gerade seine verschwiegene Tiefe mit der üppigen Vegetation trägt ja so viel zu der Romantik des Schlosses auf dieser Seite bei.

An seinem Rande wandern wir auf dem Zwinger weiter am Frauenzimmerbau vorbei, die Treppe hinan in die Kasematten des Nordwalls (unterhalb des englischen Baues) hinein, dessen kolossaler Umfang erst recht deutlich ist, wenn man in seine dunklen Räume eingedrungen ist. Wenn es wieder licht um uns wird, steigen wir auf den dicken Turm, in den Raum, der einst bei festlichen Gelegenheiten eine buntbewegte Menge faßte. Jetzt gähnt unter uns die Tiefe; frei gleitet der Blick über die Stadt zu unseren Füßen und die weite Ebene. Vergessen wir dabei nicht, auch wieder durch eins der hohen Fenster auf den Stückgarten, den Schloßgraben mit dem Bibliotheksbau, den Ruprechtsbau und den Torturm rückwärts zu schauen. Der englische Bau selbst bietet nicht viel Sehenswertes, aber zwischen ihm und dem dicken Turm ist eine Mauerlücke, die einen prächtigen Blick auf die Heilig-Geistkirche massiv einrahmt.

Weiter werden wir in den mächtigen Königssaal des Frauenzimmerbaues geführt. Freilich von der alten Pracht ist nichts mehr zu schauen, und ziemlich verwahrlost sieht auch der Raum des Faßbaues nebenan aus. Gleich am Eingang links ist noch die rostige Pumpe zu sehen, die einst den Wein unmittelbar aus dem großen Faß herauf in den Festsaal leitete. Unter uns liegt es in dem eigens zu diesem Zwecke gebauten Hofkeller; über den Hof hinweg steigen wir hinab, wo das riesige Ungetüm in stoischer Ruhe die neugierigen Besucher anstarrt, das Wunderwerk, das dem Heidelberger Schloß seinen Weltruf gerettet hat, auch als es ausgebrannt, verfallen und verlassen in seiner Architektur von der geschmacklosen Zeit nicht mehr verstanden wurde.

Als edler Bildungsdurst die Welt
Erfüllt mit edlem Streben,
Rief mich ein Kurfürst und ein Held
Als Burgfaß hier ins Leben.
Noch steh ich fest, wo alles fiel.
Des Pfälzer Geists ein Funken.
Groß in Gedanken, flott im Stil
Und gänzlich leer getrunken.

Als ein Sinnbild des überströmenden Segens eines glücklichen Landes war es gedacht, als ein Wahrzeichen der fröhlichen Pfalz und ihrer Trinklust kann es noch heute gelten.

Das Faß, das wir jetzt vor uns sehen, kann in seinem unförmigen Leib rund 222 000 Liter fassen, auf der Galerie, die es auf seinem Rücken trägt, kann sich leicht eine kleine Tanzgesellschaft belustigen. Joh. Jak. Engler d. J., der kurfürstliche Hofkellermeister, hat es im Auftrag des Kurfürsten Karl Theodor — am Faß dessen Monogramm — 1751 erbaut. Dreimal ist es gefüllt gewesen.

Indessen für ein solches Mammutfaß war der Keller, wie man leicht sieht, ursprünglich doch nicht gedacht: es füllt ja fast den ganzen Raum aus. In der Tat ist es bereits das dritte in der Geschichte. Johann Casimir, der erste, der auf den Gedanken kam, das Glück seines Landes in solch wunderlicher Symbolik zum Ausdruck zu bringen, hatte 1591 ein kleineres erbaut, das nur annähernd 125 000 Liter faßte. Das zweite, das der sonst so sparsame und hausväterliche Kurfürst Karl Ludwig 1664 an die Stelle des verfallenen setzen ließ, wie das erste mit allerlei Schnitzwerk, Sprüchen und Gedichten geziert, maß schon 192 000 Liter. Karl Philipp ließ es 1727 von Engler d. Ä. ausbessern und zwar auf besonderes Betreiben seines Hofnarren, den er zu seinem Hüter bestellte.

Dieser, ein Zwerg, P e r k e o mit Namen, konnte offenbar den Widerspruch seines eigenen winzigen Daseins mit dem eines gefüllten Riesenfasses nicht ertragen: er suchte ihn zu beseitigen, indem er täglich an die 40 Schoppen daraus zu seiner eigenen Stärkung entnahm. Zur bleibenden Erinnerung an soche Heldenarbeit aber stellte er sein von ihm selbst aus Holz geschnitztes Denkmal dem Faß gegenüber auf. Es war, wie die leicht zu erwerbenden Photographien noch bezeugen, prächtig gelungen: wie viel lag in den launig-witzigen Zügen! Als das Original jedoch vor

etwa 50 Jahren nach München zur Ausbesserung versandt wurde, hatten sich das Gesicht und die stämmigen Beine seltsamerweise ganz verändert; das heutige Holzbild ist nur eine schlechte Kopie — wo aber ist das Original geblieben? Wer den historischen Perkeo kennen lernen will, wie ihn der kurfürstliche Hofmaler Adr. v. d. Werff aufgefaßt hat, muß sich in die städtische Altertumssammlung bemühen (vgl. das beigegebene Bild). Ein anderer Beweis der Geschicklichkeit des Hofnarren ist die neben dem Standbilde hängende Uhr: man ziehe nur unten an dem Ring und betrachte sich das geniale Kunstwerk im Innern! („Mußt Du denn jeden Dr . . . sehen?" hatte Perkeo selbst über die Uhr gemalt.) Außer einigen derben Witzen wissen wir von Perkeo wenig mehr, als daß er vom Volke Clementel, vom Hof Ritter Clemente genannt wurde, aus Tirol stammte und nach 1742 als hochbetagter Herr starb. Ob Perkeo sein Nachname oder nur Spitzname war, läßt sich nicht mehr ergründen.

Unsterblich gemacht hat ihn erst das bekannte Gedicht Scheffels. Seitdem ist der Tiroler eine Art Nationalheros der Heidelberger geworden, und diese trachten löblich darnach, seiner nicht unwert zu erscheinen.

Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn sich einmal bei besonders festlicher Gelegenheit die Kellerpforte weit öffnet, wenn dem alten Faß wieder durch ein darin verborgenes kleineres Faß der Schein früherer Fülle verliehen wird, wenn sich hier und im Bandhaus oben die fröhliche Menge drängt, nach altem löblichen Brauche auf den aufgestellten Holzbänken dem Bacchus Opfer spendet und von den Gewölben voll der jubelnde Gesang widerhallt:

Ich wollt, ich läg zur Stunde am Heidelberger Faß,
Den offnen Mund am Spunde und träumt, ich weiß nicht was,
Und wollt ein Dirnlein fein mir gar die Schänkin sein,
Mir wär's, als schwämmen Rosen wohl auf dem klaren Wein. —

Jedoch der Führer drängt; betrachten wir uns noch unten das Küferkunstwerk, das Faß ohne Reifen, ferner seine großen Werkzeuge und das ebenfalls ganz ansehnliche andere, etwas reicher verzierte Faß und folgen dann dem Mentor in den Friedrichsbau, der, wie im Aeußern, so auch im Innern durch K. Schäfer wieder hergestellt ist und zwar in prunkvollster, wahrhaft fürstlicher Weise. Man

betrachte nur die reich verzierten Intarsientüren, die in üppigstem Farbenschmuck prangenden Stuck- und kraftvoll profilierten Holzdecken, die altertümlichen Oefen, Kamine, die kunstvolle Ausstattung der Wände! Ebenso ist auch die Kirche unten vollständig erneuert, doch schreien die Farben in diesen Räumen vielleicht gar zu sehr. — Weiter führt uns der Weg in den Ottheinrichsbau, durch den Kaisersaal an den Resten der inneren Dekoration vorbei, dann durch eine Tür, die erst von Karl Ludwig eingesetzt ist, in den öden Gläsernen Saalbau (an der Westwand das hohe Fenster im romanisch-gotischen Uebergangsstil, dessen wir S. 35 f. und 54 gedacht haben), dann in den Glockenturm und zu dessen hohen Geschossen hinauf. Von oben hat man wieder einen prachtvollen Ausblick über die Stadt, vor allem aber über die Ruine von dieser Seite. Bedauerlich ist es nur, daß wir das Gegenbild davon von der Höhe des Torturmes nicht auch genießen können, jedoch der wird nicht geöffnet. Leider ist neuerdings auch der vom zweiten Geschoß des Glockenturms zum Erker des Gläsernen Saalbaues führende Holzsteg gesperrt; dort würden wir durch die Fenster des Erkers hindurch viel schöner als von hier hinabschauen können auf das von reichem Baumwuchs belebte, tief unter uns hinabgleitende Friesental und hinüber „zu der Terrasse hochgewölbten Bogen".

Wir kehren durch den Ottheinrichsbau zurück, um dann den Ludwigsbau und die Oekonomiegebäude zu durchschreiten. Bemerkenswert sind hier allein die riesigen Kamine in der Ritterküche und im Backhause. Durch jenen zog einst, nach dem Bericht des Führers, gelegentlich der Fettdunst der am Spieße gebratenen ganzen Ochsen ab. Und schießlich gelangen wir dann in die hohen, efeuumwobenen Gewölbe des Krautturms, dessen Festigkeit uns jetzt erst recht klar wird; der Blick gleitet hinab auf das gewaltige, abgeborstene Trümmerstück und in das Matthissonstälchen, frei öffnet er sich dann auf die schönen Bäume des Schloßgartens.

e) Zerstörung, Erhaltung und Wiederherstellung.

Im Jahre 1620 war das Schloß im wesentlichen vollendet. 1683 wurde, wie wir sahen, nur noch die Karlsschanze hinzugefügt. Aus der Zeit dieses unversehrten

Glanzes besitzen wir eine sehr große Anzahl von Kupferstichen, meist aus der Hand des Meisters Merian, ferner von Joh. Ullr. Kraus u. a. In der Brunnenhalle können wir einige davon, die dort ausgehängt sind, genau betrachten. Auf kahlem Sockel ragen die nackten Mauern und Türme machtvoll in die Lüfte, strenge und in kalter Pracht schaut das Schloß in das liebliche Tal hinein. Auch die im Hintergrund aufsteigende Berglehne erscheint glatt rasiert — wie hätte man auch in einer Zeit, in der das Schloß und die Stadt noch Festungscharakter hatten, den Feinden durch Bäume Deckung beim Herannahen ermöglichen dürfen? So kann uns das Bild von damals nicht erwärmen, unser landschaftliches Auge vermißt das Grün, von dem heute das Schloß so wundervoll umrahmt ist.

Bei der Einnahme Heidelbergs im Jahre 1622 und den weiteren Drangsalen des dreißigjährigen Krieges wurde auch das Schloß hart mitgenommen, so daß Karl Ludwig (1649—1680), der Sohn des Winterkönigs, genug zu tun hatte, es mühsam wieder in Stand zu setzen. Den Frauenzimmerbau ließ er erneuern und durch Bemalung mit einer bunten Scheinarchitektur versehen, dem Gläsernen Saalbau wurden neue Obergeschosse aufgesetzt, die Doppelgiebel des ebenfalls verwüsteten Ottheinrichsbau mit seinen beiden von Westen nach Osten laufenden Firsten wurden durch die Zwerchgiebel und ein Längsdach ersetzt (vgl. S. 60). So sah der Schloßhof, den der 1683 oder früher angefertigte Stich von Joh. Ull. Kraus veranschaulicht, wieder selten prächtig aus.

Allein alle Fürsorge war umsonst gewesen, wenige Jahre später schon sank die herrliche Residenz der Kurfürsten in Trümmer. Am 2. März 1689 warfen die Franzosen unter Melac, nachdem sie die Paläste geplündert, die Kunstschätze hinweggeschleppt, die Vorräte vernichtet hatten, vor dem nötig gewordenen Abzuge einige hundert Pechkränze hinein und zündeten die Minen an, die die beiden nach der Stadt zu gelegenen Bollwerke, den dicken Turm und die Karlsschanze, zertrümmerten. Am Rondel, dem Seltenleer und dem Krautturm versagten sie jedoch; nur wenig beschädigt hüteten diese noch den traurigen Schutthaufen der Wohnbauten, von denen nur der Bibliotheksbau und der nördliche Teil des Ottheinrichsbaus unversehrt geblieben waren. Im Sommer 1693 holten die erbarmungslosen Feinde das Versäumte nach.

Nach dem Frieden tat Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg (1690—1716), der übrigens auch viel mehr Vorliebe für seine Residenz Düsseldorf hatte, nur das Notwendigste, um das Schloß wieder herzustellen, u. a. brachte er den Friedrichsbau und den Gläsernen Saalbau wieder unter Dach; ursprünglich hatte er sogar den Plan gehabt, es gänzlich abzureißen und aus den Bausteinen eine neue Residenz in der Stadt selbst zu errichten. Erst sein Bruder Karl Philipp (1716—1742) ging gleich nach seinem Regierungsantritt energischer ans Werk, die Schäden auszu-

bessern, Dächer aufzubringen, Fenster einzusetzen, um das Schloß wieder bewohnbar zu machen. Auch dem verwüsteten Garten schenkte er seine Aufmerksamkeit. Ja er hatte den Gedanken, die westlichen Bauten abzutragen, den Graben auszufüllen, auf dem Stückgarten einen neuen prächtigen Palast aufzusetzen und zu ihm eine großartige Zufahrtstraße zu bauen, die im Süden der Märzgasse beginnen und, zum Teil auf steinernen Bögen, in sanfter Steigung die Verbindung mit der Stadt vermitteln sollte. Indessen der ungeheuerliche Plan blieb unausgeführt, als der Kurfürst im Zorn über seine unbotmäßigen Heidelberger seine Residenz nach Mannheim verlegte und damit auch das weitere Interesse an dem Schloß verlor (vgl. S. 14).

Noch einmal aber schien dem Schlosse ein freundlicher Stern zu leuchten, als der neue Kurfürst, Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach (1742—1799), sich bereit finden ließ, wenigstens vorübergehend wieder in Heidelberg zu residieren und zu diesem Zweck umfassende Maßregeln zur Wiederherstellung des Stammsitzes seiner Ahnen traf, wie er ja auch das große Faß erneuerte. Schon war das Werk weit vorgeschritten, da traf am 24. Juni 1764 der Blitz die schicksalskundige Burg; von neuem gingen die bereits fertiggestellten Nordostbauten, der Friedrichsbau, der Gläserne Saalbau, der Ottheinrichs- und der Ludwigsbau in Flammen auf und brannten bis auf den Grund nieder. Da glaubte Karl Theodor dem Willen Gottes nicht widerstreben zu dürfen und überließ das Schloß seinem Schicksal. Nur der Frauenzimmerbau, dann der Friedrichsbau, in dessen Kirche die Bewohner der Bergstadt ihren Gottesdienst abhielten, kamen wieder unter Dach, und die alte Zugbrücke wurde durch einen steinernen Neubau ersetzt.

Von Wind und Wettern umtost, vom Froste fort und fort benagt, oft genug den Mißhandlungen roher Bubenhand preisgegeben, ein Asyl für Landstreicher, die die genossene Gastfreundschaft ebenfalls oft genug übel vergalten, als Steinbruch von den baulustigen Heidelbergern benutzt, vergessen von aller Welt, starb der alternde Ruinenkoloß langsam dahin. Aber eine gütige Fee zauberte Gras und Sträucher und Bäume auf den Höfen, den Zwingern, in den Gräben hervor, schmückte die Zinnen mit bunten Blumen, schlang liebevoll um die Mauern die Efeuranken, aus deren dämmernden Lauben die Statuen hervorlugten. Den lieblichen grünen Kindern der Natur sangen die Ruinen leise die zaubervollen Melodien ihrer wunderbaren Architektur, harmonisch gestimmt zu der süßen Klage, die die Nachtigall im verschwiegenen Dickicht ertönen ließ, und dem Wasser, das in den tiefen Gräben verschlafen herniederrauschte. So hatte von den morschen Trümmern des einst prunkenden Fürstenschlosses die Märchenfee der Romantik Besitz genommen.

Wer es wagte, sich in die jungfräuliche Wildnis einzudrängen, mochte sich vorsehen, daß er nicht gelegent-

lich in einem Kellerloch oder sonst einer Versenkung verschwand, die die Brombeerranken schalkhaft zudeckten.

An vier Jahrzehnte mochten so vergangen sein, da sammelten sich im Tal die Schwärmer, deren Poesie aus der Alltagswelt sich so gern flüchtete in die von ihnen erträumte schönere Zeit des Mittelalters. Ihrer liebenswürdigen Sentimentalität erschien dies Ruinenbild, hingezaubert in eine unvergleichliche Natur, für deren Schönheit ebenfalls erst jetzt ein neues Verständnis erwachte, wie kein anderes „umweht von der Vorzeit Schauern". „Die große, wunderbare Heidelberger Schloßruine, eine so grünende, frische, poetische und wilde Einsamkeit, die so schön mit den verfallenen Türmen, den großen Höfen und der herrlichen Natur umher in Harmonie stand, daß sie auf das Gemüt ebenso wie ein vollendetes Gedicht aus dem Mittelalter wirkte; ich war so entzückt über diesen einzigen Fleck unserer deutschen Erde, daß das grünende Bild seit Jahren meiner Phantasie vorschwebte." So erzählt Tieck, das Haupt der Romantiker, und seine Anhängerschar sagte es ihm nach und rief laut in ihren Liedern in die Welt hinaus den Preis der Ruinenkönigin, zu deren Füßen sich nun eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Malern, Poeten, begeisterten Bewunderern scharte.

Und gleichzeitig zog in Heidelberg ein idealer Mann ein, ein Franzose, den die Revolution vertrieben hatte, der Graf Graimberg. Wie gebannt wurde er von dem Bild, das sich ihm auf dem Schlosse offenbarte, so daß es ihn sein Lebenlang nicht wieder losließ. Und als ob er den Beruf in sich fühlte, die tödlichen Wunden, die sein Volk einst dem Schlosse geschlagen, wieder zu heilen, hat er Jahrzehnte lang seine ganze Fürsorge der Erhaltung dessen, was noch geblieben war, zugewandt. Er zuerst machte wieder aufmerksam auf die herrliche Architektur, suchte in der gebildeten Welt wieder Verständnis dafür zu erwecken, wandte sein ganzes Vermögen daran, das Schloß von allen nur denkbaren Seiten, in allen Einzelheiten abzuzeichnen und in zahllosen Stichen zu verbreiten, scheute keine Mühe, selbst als Wächter dem Unverstand, der sich nach wie vor an der Ruine versündigte, zu steuern, in wiederholten Eingaben nach Karlsruhe den Schutz der Behörde dafür zu Hilfe zu rufen. Endlich wurde seine Beharrlichkeit mit Erfolg gekrönt, endlich fanden seine Klagen den ersehnten Widerhall bei der Regierung, die noch 1822 in ihrer Antwort verächtlich über das alte Gemäuer „mit seinen vielfältigen, geschmacklosen, ruinösen Verzierungen" geurteilt hatte, bei der ganzen Welt. Daß heute die Ruine ein überall gehegtes Gemeingut der Menschheit, besonders des deutschen Volkes geworden ist, daran hat der selbstlose Franzose ein Hauptverdienst.

Zu gering wurde es gewertet, als man seinem Andenken nur eine schlichte Tafel neben dem Torgang des Friedrichsbaues weihte. Er hatte wohl ein noch schöneres Denkmal verdient.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist von der Staats- und Stadtbehörde, sowie den Gebildeten nun viel zur Erhaltung des Schlosses geschehen, wuchs das Interesse daran doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Beamte und Wächter wurden eingesetzt, jeden weiteren Unfug zu verhindern, wo es ging, dem Verfall durch Reparaturen zu steuern, sachkundige Führer wurden angestellt; die den Fremden sicher durch die Ruinen und ihre Geschichte geleiten sollten. Der jetzt weit verbreitete Schloß-Verein bildete sich allein zu dem Zweck, die Geschichte des Schlosses zu erforschen und seine Interessen überhaupt nach allen Richtungen wahrzunehmen. Noch mehr, 1883 veranlaßte die Regierung eine erschöpfende technische Aufnahme der Schloßruine und ihres baulichen Zustandes durch die Architekten Koch und Seitz, die ihr Werk im Laufe der nächsten sechs Jahre vollendeten.

Ihr Ergebnis aber war kein sehr erfreuliches: der Verfall der Mauern, die Verwitterung der Fassaden war weiter fortgeschritten, als man geglaubt hatte. Nicht nur die stetig in das nackte Gemäuer von außen und innen eindringende Feuchtigkeit, sondern auch die sich in die Ritzen einklammernden Efeuranken hatten großen Schaden getan. Energischer noch mußte vorgegangen werden, um Schlimmeres zu verhüten. Die vom Berge herab gegen das Schloß herandrängenden Grundwasser wurden in den Jahren 1893 bis 1897 in Kanälen abgeleitet, damit sie die Fundamente nicht mehr bedrohten. Um das Eindringen des Regens zu verhindern, wurden die Ruinen im Innern mit Zement belegt. Dadurch aber mußten manche Bäume, Gesträucher und Schlingpflanzen entfernt werden, denen der Boden entzogen war, andere mächtig aufgewachsene Efeupflanzen, die dem Mauerwerk gar zu gefährlich wurden, mußten ebenfalls abgeschnitten werden. So verlor freilich die Ruine an ihrem malerischen Reize. Das heutige Schloß hat ein wesentlich anderes Aussehen, als das vor 40—50 Jahren. Das mag man bedauern — und doch wird man sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Maßregeln im Interesse der Nachwelt notwendig waren.

Allein auch dies genügte nicht. Die schon früher flüchtig von nationalen Gesichtspunkten aus erörterte Frage, ob man nicht überhaupt dies Denkmal deutscher Schande wiederherstellen sollte, wurde durch die Fachleute, die den Bau am besten kannten, von neuem wieder angeregt, mit der Begründung, nur so könne die Ruine vor dem gänzlichen Verfall bewahrt bleiben. Sie gewannen damit besonders unter der Einwirkung des Oberbaurats Schäfer in Karlsruhe größeren Einfluß. Noch 1891 hatte eine nach Heidelberg berufene Kommission von Autoritäten erklärt, eine völlige oder teilweise Wiederherstellung des Schlosses komme nicht in Betracht, nur auf die Erhaltung unter Wahrung des romantischen Charakters solle man das Augenmerk richten; ferner solle man den plastischen Schmuck für eine etwa geplante Erneuerung einstweilen ab-

formen. Wenige Jahre später ordnete die Regierung dennoch an, nicht nur die Statuen, da sie standfaul geworden seien, durch Kopien zu ersetzen und die Originale in einem Raume des Schlosses aufzubewahren, sondern entschied sich auch im Einverständnis mit dem Landtag, zunächst den Friedrichsbau gänzlich wiederherzustellen. Dies ist seit 1897 durch den genannten Oberbaurat Schäfer mit einem Kostenaufwand von 520 000 Mark geschehen und 1903 vollendet. Dabei sind von den Steinen des Palastes 75 Prozent vollständig erneuert. Wenn sie auch den alten in Gestalt und sogar in Farbe getreu nachgebildet sind, so erkennt man doch gleich, daß die Zeit noch nicht ihre wärmende Patina darüber gelegt hat. Das macht jedoch bei diesem Bau mit seiner ohnehin härteren Ornamentik nicht viel aus; ja er hat gewonnen, und vor allem erst jetzt, nach Wiederherstellung des alten Steildachs, und der vier Zwerchhäuser, kommt die Absicht des Baumeisters recht wieder zur Geltung. So kann man sich im ganzen doch über das Gesamtwerk freuen, auch der größte Ruinenenthusiast; denn auch früher hat der Friedrichsbau nie den Eindruck einer Ruine gemacht.

Doch nun sollte der Ottheinrichsbau an die Reihe kommen, der in gleicher Weise erneuert und den mächtigen Doppelgiebel wieder erhalten sollte, den er in dem ersten Jahrhundert seines Bestehens wirklich getragen hat. Denn nur auf diese Weise sei die baufällige Ruine vor dem Untergang zu retten. Die Vorbedingung dazu aber ist, wie jedem leicht einleuchtet, die Wiederherstellung des Gläsernen Saalbaues und des Glockenturms, der in seiner jetzigen Gestalt das Wahrzeichen Heidelbergs geworden ist. Dadurch aber würde der Schloßhof und die Ruinen von der Terrasse aus ein ganz anderes Aussehen erhalten. „Das ergreifende Ruinenbild, das jeden bestrickt, der durch den Torturm in den Schloßhof tritt, ist ausgelöscht, ein Bild, das der Romantik höchste Kraft verliehen, das Dichter entflammt, Künstler begeistert, das nationale Empfinden von Unzähligen geweckt und gestärkt hat. Der Zauber ist zerstört, wenn die Abendsonne ihre volle Glut über den Bau ausgießt, seine zarte Schönheit neidlos offenbart und in dem blauen Aether einen berückenden Hintergrund schafft."

Gegenüber diesem nachweisbaren Verlust ist die Behauptung, daß „der Reiz eines Bauwerks nicht in seinem malerischen Zustande, in seinem Ruin gipfle, sondern in seiner ursprünglichen Schönheit", eine hohle Theorie der Architekten.

Doch damit nicht genug; man denke sich die östliche Hälfte der Schauseite des ganzen Schlosses erneut und neben ihr die Ruinen des Englischen Baues und des dicken Turmes! Das große Bild von Walpergen vom Jahre 1763 veranschaulicht uns dies in krassester Deutlichkeit. Denn in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte das Schloß tatsächlich dies Aussehen. Von der hohen Spitze des stattlich behelmten Glockenturms senkt sich die Umrißlinie über

den giebelstolzen Friedrichsbau herunter bis zu den traurigen Fensteröffnungen des Englischen Baus und dem hohl ins Tal starrenden dicken Turm. Es ist ein unerträglicher Anblick: das Ganze schreit förmlich nach Vollendung. Die große Brandkatastrophe von 1764 erfüllte diese Forderung im entgegengesetzten Sinne. Was aber für die gesamte Nordfassade gilt, trifft mindestens in gleicher Weise auch für den Schloßhof zu, wo neben den prachtvollen Palästen der Nordostecke die Ruinen ringsum nicht mehr geduldet werden könnten. Kurz — hat man einmal angefangen auszubauen, dann kann man nicht mehr innehalten, bis das ganze Schloß vollendet ist, einschließlich der Festungsbauten, einschließlich des gesprengten Turmes. Das ist die einfache, gebieterisch aus den Anfängen sich ergebende ästhetische Folgerung, das Ziel, das auch von den Architekten offen eingestanden, von der Regierung gebilligt wurde. Traurig verläßt die Romantik, die hohe Königin, die hier auf ihrem von der Natur aufgebauten Herrscherthron Huldigungen, wie nirgendwo anders, empfangen hat, die entweihte Stätte; zwischen diesen nackten Mauern wird ihr nirgends auch nur ein Winkel als kümmerlicher Zufluchtsort verbleiben.

Welchen Zwecken aber würden die sieben, mit einem Aufwande von noch ungezählten Millionen neu geschaffenen Paläste samt dem Bibliothekbau und den Oekonomiegebäuden dienen? Sollen in den Türmen etwa wieder Kanonen aufgestellt werden? Wer soll dort oben in den Räumen und Sälen residieren und Feste feiern? Oder sollen sie uns in der angeblich alten Pracht alle in Ewigkeit so kalt und geschichtslos entgegenstarren, wie dies beim Friedrichsbau schon jetzt der Fall ist?

Weiter aber: noch ist ja die Grundfrage für den Ottheinrichbau, die Kernfrage für die ganze Angelegenheit, nicht gelöst. Hat Ottheinrich die von seinem Nachfolger aufgesetzten Giebel wirklich gewollt? Und wenn ja, wie haben sie im einzelnen ausgesehen?

Und endlich: aus den letzten Denkschriften der Regierung geht hervor, daß der Ausbau und die Bedachung des Ottheinrichsbaus nicht möglich ist, ohne daß die Fassade selbst abgetragen und wieder aufgeführt wird, wobei nur ein kleiner Teil alten Materials wieder zur Verwertung gelangen kann; d. h. der alte Ottheinrichsbau wird zerstört, um einem neuen Platz zu machen! Ist das die Erhaltung von Kunstdenkmälern, um die man sich solche Sorge macht? Dann war es doch wahrlich richtiger, man versuchte doch erst einmal, ob nicht die Fassade in ihrer jetzigen, wirklich alten Gestalt erhalten werden kann. Noch ließen sich ja Architekten vernehmen, die mit aller Entschiedenheit erklärten, daß ihre Wissenschaft so schnell noch nicht vor einer baufälligen Fassade kapituliere. Heiß wogte der Kampf in den letzten Jahren um diese Frage herüber und hinüber; die gebildete Welt wurde dabei in Mitleidenschaft gezogen in einer Weise, wie noch bei keiner

andern ästhetischen Frage je zuvor. Aber mit überwältigender Majorität erklärten sich die Gebildeten gegen die Wiederherstellung, ehe nicht die letzten Versuche zur Erhaltung der Ruine gemacht sind. Die Regierung, die mit dem für die Wiederherstellung in erster Linie eintretenden Oberbaudirektor Schäfer und seinen Anhängern eng verbunden erschien, erlitt daher im Sommer 1906, als sie die Mittel für den Aufbau des Ottheinrichsbaus verlangte, eine Niederlage. Die Abgeordneten beantragten ihrerseits vielmehr, die Regierung möge ein Preisausschreiben erlassen für das beste Projekt, durch das die Ruine in ihrem jetzigen Zustande erhalten werden könnte. Das war gewiß ein billiger und vernünftiger Vorschlag. Jedoch er ward nicht ausgeführt. Vielmehr ordnete die Regierung 1908 im Einverständnis mit dem Landtag zunächst die allernötigsten Ausbesserungsarbeiten an, indem die endgültige Entscheidung auf spätere Zeiten verschoben wurde, heute können wir sagen ad calendas graecas. Was setzen wir dabei aufs Spiel? Wenn wirklich die Architekten, die dem Ottheinrichsbau eine weitere Lebensfähigkeit sichern wollen, sich betrogen haben, wenn wirklich eines Tages die Fassade altersschwach in einem wilden Sturme zusammenbrechen sollte — die Architekten haben ja selbst voll Stolz erklärt, daß der Bau heute vom Erdboden verschwinden könnte, und doch würden sie ihn genau so wieder aufbauen können, wie er war, so genau hätten sie ihn in allen Einzelheiten abgezeichnet. So kann man doch der noch immer unter dem Banne der Romantik stehenden Gegenwart vielleicht noch eine lange Zeit das ihr heilig gewordene Bild erhalten; vielleicht denkt eine kommende Generation ganz anders und empfindet nicht mehr schmerzhaft die etwa notwendig gewordene Operation. Der Einwurf aber, man müsse jetzt die Bereitwilligkeit und Opferfähigkeit des Staates benutzen, ist hinfällig. Niemals wird er sich der Pflicht, dies Juwel der deutschen Renaissance wieder in neuem Glanze erstehen zu lassen, entziehen, sobald die Notwendigkeit eintreten sollte — und wenn dann wirklich die Mittel dazu fehlen sollten, dann wird sie das gebildete Deutschland aufbringen. Es hat z. B. am Kölner Dom, am Ulmer Münster noch größere Opfer gebracht.

f) **Der Schloßgarten.**

Treten wir nun wieder in den Schloßgarten hinaus, von dem wir den westlichen, kleinsten Teil, den Stückgarten, bereits kennen. Der Winterkönig Friedrich V. hat ihn, wie schon oben erwähnt, anlegen lassen, und zwar durch den Ingenieur Salomon de Caus von Dieppe, der zugleich einer der größten Physiker seiner Zeit war. In vier weiten, durch Treppen verbundenen Terrassen, die teilweise aus dem felsigen Berg herausgearbeitet, teilweise durch mäch-

tige Mauern, im Osten durch die riesigen Bogenanlagen gestützt wurden, stieg der Garten empor. Da sollten in zierlichen Beeten schöne Blumen gedeihen und allerlei südliche Bäume, Pomeranzen, deren man an 450 Stück zählte, Feigenbäume, Limonen, Zitronen, Granaten, Lorbeeren; unter Laubgängen und in Irrgärten wanderte man dahin, da und dort hoben sich aus dem Grün Statuen ab, in Weihern wurden Forellen und andere edle Fischgattungen gezüchtet, reich sprang das Wasser in allerlei künstlichen Springbrunnen und den Badehäusern, die nebst anderen Gebäuden den Rand des Gartens schmückten. In der „großen Grotte" war die Wand mit den kostbarsten Steinen, Muscheln und Korallen reichlich besetzt. Sonderbare Figuren von Menschen, Tieren, besonders Vögeln, zierten sie, wie die Badehäuser. Die Ausführungsarbeiten des kostspieligen Planes waren noch in vollem Gange, da brach Friedrich V. nach Böhmen auf; sein Lustgarten in Heidelberg aber ward nie vollendet, nur ein großer Stich des Sal. de Caus, den wir ebenfalls in der Brunnenhalle gesehen haben, zeigt uns noch, wie er nach seiner Vollendung hätte aussehen sollen. Im dreißigjährigen, sowie im Orléanischen Kriege verfiel das Begonnene wieder zum Teil, inzwischen und nachher wandten die Kurfürsten dem Garten wieder einige Aufmerksamkeit zu. Als dann Karl Theodor das Schloß für immer aufgab, ließ er ihn seines letzten Schmuckes, der Statuen, berauben, die er in Mannheim und in seinem neuen Park in Schwetzingen aufstellte. Da verwahrloste der einst weltberühmte hortus Palatinus vollends; soweit er nicht zur Wildnis wurde, die die Romantik des Schlosses stimmungsvoll umgab, wurde er einem Landmann verpachtet, der nun an den Stätten einstiger Herrlichkeit seinen Samen auswarf oder dem unfruchtbaren Boden Kartoffeln abzugewinnen suchte.

Als das Schloß wieder um 1800 neue Freunde gewann, da erfuhr auch der Garten wieder neue Fürsorge. Der Großherzog Karl Friedrich ließ 1804 durch den Professor Gatterer die Terrassen von neuem systematisch bepflanzen, um so für Universitätzwecke einen botanischen Garten zu schaffen. Zu dem Zwecke mußten alle Erdteile ihre grünenden Kinder senden; der Reichtum an allen möglichen ausländischen Bäumen macht den Schloßgarten zu einer hohen Sehenswürdigkeit für alle, die sich dafür interessieren. Berühmt ist besonders die Sammlung seltener Coniferen auf der Terrasse unterhalb der Schloßwirtschaft.

Von dem alten hortus Palatinus ist demnach außer den fundamentalen Terrassenanlagen, den Treppen, zerfallenen Grotten und Badehäusern kaum noch etwas erhalten, und verwundert schaut der verstümmelte Neptun in seinem zementierten Weiherchen in die veränderte Umgebung. Wir werden den Verlust schwerlich bedauern. Gegenüber der manirierten französischen Gartenkunst mit ihren abgezirkelten Beeten, ihren zurechtgestutzten Bäumen, Lau-

benhecken, ihrer Mischung von Natur und kalten Marmorbildern erfreuen wir uns jetzt des Anblickes und des Schattens hochgewachsener Bäume, die ihre Zweige über die üppig grünenden Efeubeete ausbreiten dürfen, wie Mutter Natur es gebietet. Mächtig werden Auge und Seele gefangen von den in reichem Wechsel sich erneuernden Bildern voll wundersamer Romantik und sonniger Pracht, an denen dieser einzige Park geradezu unerschöpflich ist. Da schaut man hinab in die dämmernde Tiefe der Gräben, hinüber zu den von üppiger Vegetation halb verdeckten Trümmern des Schlosses, zu den Fenstern der Paläste, durch die das Himmelsblau leuchtet, zu den Rauchfängen und Giebeln, die in die Lüfte starren, dann wieder hinab zu den wogenden Baumkronen des Friesentales, zur Stadt und den grünen Wellen des Stromes, zu den gegenüberliegenden Bergen und den duftigen Fernen der Ebene. Alles das muß man immer wieder gesehen haben, um die ganze große, erhabene Schönheit vollverstehen zu können. Man muß hier gewandelt sein am taufrischen, sonnenbeglänzten Frühlingsmorgen, begleitet von dem tausendfachen Gesang der Vögel, die freundlich gehegt, so zutraulich werden können, oder am stillen Herbstabend, wenn das Laub der Bäume in bunten Farben strahlt, und drüben jenseits des Rheines die dunkelblauen Berge der Hardt erscheinen; man muß auch die verschwiegenen, weniger begangenen Wege aufsuchen, wo es sich so herrlich träumt, und den stillen Zauber empfunden haben, wenn in geheimnisvoller Frühlingsnacht der Mond wie ein vertrautes Märchen auf dem alten Ruinenbilde ruht, auf das er gespenstisch die Schatten der Bäume wirft. Und wieder andere Stimmungen gewinnt man, wenn man umgeben von vielen Menschen am heißen Nachmittage in der schattigen Kühle der Bäume in solch romantischer Umgebung den Klängen der Musik lauscht, die das städtische Orchester jeden Tag vor dem Raume der Schloßwirtschaft ertönen läßt.

Wir wollen in diesem Garten keine besondere Wege weisen. Die sucht sich jeder am besten selbst und verweilt da und dort, wo er am liebsten möchte. Am Ende wird er leicht den Weg zu der sogenannten Terrasse finden, wo er Herz und Auge weiden kann an der weltberühmten Aussicht.

Ja es ist ein unbeschreiblich schönes Bild, das sich hier dem staunenden Auge öffnet: die lang und schmal am belebten, breiten Flusse gelagerte Stadt mit ihren Kirchen, gekrönt von der in schweigender Majestät thronenden gewaltigen Ruine, getaucht in das Laubgrün der Königstuhlwälder, das über beide herabfällt; auf dem andern Ufer der steil aufsteigende doppelgipflige Heiligenberg, der gerade nach dieser Seite oberhalb des reizenden Hirschgaßtälchens seine prachtvollen Formen recht zur Schau trägt, und im Gegensatz zu den die Stadt und den Fluß einengenden Bergen die weite lichte Ebene, durchzogen von dem in der Ferne flimmernden Rhein.

Wer sollte durch solchen Anblick gebannt, sich nicht versenken können in die Seele des Dichters, der wie kein anderer vor und nach ihm das geliebte Altheidelberg im Liede verherrlicht hat! Hier haben seine dankbaren Verehrer den schönsten Platz, der sich denken läßt, seinem Andenken geweiht und ihm das Broncestandbild errichtet (1891), das so malerisch von dem Dunkelgrün der Kastanien umgeben ist. Wie Scheffel im Leben auf fröhlicher Wanderfahrt sich am glücklichsten fühlte und dort seine poetischen Anregungen empfing, so hat ihn der Künstler, Prof. Heer, lebensvoll geschaffen, und am Granitsockel sprengt auf der einen Seite der Trompeter ins Neckartal, auf der anderen Seite schenkt das liebliche Mädchen dem sehnenden Knaben den Wein; vielleicht ist es die holde Heidelberga selbst, die dem jugendfrischen Bruder Studio den Zaubertrank reicht, daß er ihr Bild mit sich im Herzen tragen muß in unvergeßlicher Erinnerung.

---

3. Gang durch die Stadt.

a) Vom Karlstor bis zum Markt.

Von dem Scheffeldenkmal gehen wir auf der Terrasse zurück bis zum Koniferengarten, wo zwei verhältnismäßig kleine, aber bereits an 300 Jahre alte Eibenbäume mit ihren weithin gestreckten, dunkeln Zweigen eine abwärts führende kleine Treppe beschatten. Sofort verzweigt sich der Weg nach rechts und links. Beide führen, indem sie sich unten wieder vereinigen, durchs Friesental hinab zur Stadt. Biegen wir rechts ab, so kommen wir am Fuße der Terrassenbogen vorbei, wo wir noch einmal den oben genossenen Blick über die Stadt haben. Der linke ist ohne Aussicht und schattig, fast düster, aber an dem südlichen Ausgang des Schloßgrabens und dem Grabenkoffer führt er uns vorbei, und mächtig und eindrucksvoll steigen links oberhalb der Kasematten weit über die Wipfel hinaus wieder die östlichen Mauern des Schlosses empor. Wir befinden uns auf dem ältesten Burgweg, der unterhalb der Karlsschanze umbiegend sich weiter zum Kornmarkt fortsetzt. Wir folgen ihm jedoch nicht zu Ende, sondern steigen rechts den schmalen Zickzackpfad ins Friesental selbst hinab, um endlich in der Hauptstraße anzulangen.

Die Hauptstraße, die, wie oben bemerkt, das ganze alte Heidelberg in einer Länge von fast 2 km durchzieht,

ist hier nur wenig belebt. Nur wenige Häuser enthalten Läden; dafür haben sie mehr als in der westlichen Stadt ein einheitliches Stilgepräge bewahrt, das des süddeutsch-italienischen Barock, wie es nach dem großen Brand in Heidelberg Mode wurde. Allerdings läßt sich das wegen der damaligen Verarmung der Bewohner meistens nur an den Tür- und Fenstergestellen erkennen.

Den Abschluß der Stadt im Osten gegen die Vorstadt Schlierbach bildet das Karlstor, 1775—1781 zu Ehren des Kurfürsten Karl Theodor errichtet, dem es in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gewidmet wurde. Besseres wußte die Stadt nicht mit den Ueberschüssen ihrer Kasse anzufangen. Viele Bürger waren jedoch wenig erbaut über diese „abenteuerliche Steinmasse", und noch lange spottete man über die „Heidelberger Torheit" (vgl. S. 16). Das Innere diente einst zu Gefängnissen und als Lokal für die Wache. Der langgestreckte Stadtteil Schlierbach hat bis jetzt noch zumeist sein einfach ländliches Aussehen bewahrt, da er durch die vorbeiziehende Eisenbahn stark beeinträchtigt ist. Doch sind auch hier am Berghang schon manche neue Villen entstanden, ferner eine katholische Kapelle und die evangelische Bergkirche. Das Säulenhaus nahe dem Karlstor, in dem Kaiser Alexander von Rußland wohnte, als die drei verbündeten Monarchen 1815 ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, hat jetzt der Eisenbahn weichen müssen. Schade, denn es war historisch merkwürdig. Hier erschien vor dem leicht erregbaren Herrscher die schwärmerische Baronin von Krüdener zur nächtlichen Stunde in phantastischer Kleidung und verkündete ihm im Prophetentone seine neue Mission. So wurde der Keim zur heiligen Alliance gelegt.

Vom Karlstor zurückgehend, kommen wir an der Rhenanenkneipe und weiter an dem von Platanen beschatteten Karlsplatz vorbei, der durch Niederlegung des Franziskanerklosters 1805 entstanden ist. Dadurch wurde von der Stadt aus der herrliche Blick auf die unmittelbar über uns in die Luft ragende Schloßruine frei. Hier erhebt sich das Gebäude des Großh. Bezirksamts, das früher die berühmte Gemäldesammlung der Brüder Boisserée barg und deshalb im Herbst 1814 und 1815 Goethe beherbergte (s. S. 39). Jenseits des Karlsplatzes zieht die Karlstraße vorbei, einst eine vornehme

Straße, wie noch jetzt die geräumigen alten Häuser bezeugen. Eins derselben, die alte Landschreiberei, ist jetzt das Großh. Palais, andere gingen in den Besitz berühmter Professoren über: Gedenktafeln erinnern an Thibaut und Mittermaier. Daneben liegt das neue Alemannenhaus.

Es folgt ganz nahe der Kornmarkt, ein kleiner Platz, von dem aus der Burgweg, ein Treppenaufstieg und die Bergbahn zum Schloß und Königstuhl hinaufführen. An der Südostecke wohnte der Graf Graimberg (s. S. 40, 74), die Westseite wird durch den „Prinzen Karl" eingenommen, dessen über 100 Jahre zurückgehendes Fremdenbuch stolze Namen aufweist.

b) Der Marktplatz und die alte Brücke.

Gegenüber lenkt das stolze neue

Rathaus

die Blicke auf sich, dessen Hauptfront aber nach dem Marktplatz gerichtet ist. Die Residenz der Stadt hat immer hier gestanden. An Stelle des niedergebrannten alten Rathauses wurde 1701—1703 ein neues erbaut, ein kunstgeschichtlich merkwürdiger Vertreter des süddeutsch-italienischen Barockstils. Erweitert wurde es 1885—1887 im Norden, an Stelle des ehemaligen Gasthofes zum Hirschen (vgl. S. 8), durch einen Anbau im Renaissancestil, wodurch das zukünftige Bild eines vollkommenen Neubaus vorgezeichnet schien. Als aber nach einem Brand im Jahre 1908 der lange erwogene Plan verwirklicht werden sollte, war die Freude am Barock wieder erwacht. Man wollte das einheitliche Altstadtbild nicht durch neue Formen und Motive verderben und zugleich den herrlichen Blick auf das Schloß durch einen unruhigen Bau im Rücken beeinträchtigen. Deshalb entschied man sich für einen von dem Architekten F. Kuhn gemachten Entwurf, bei dem der Stil des alten Rathauses vorbildlich war. Durch Ankauf der östlich benachbarten Grundstücke gewann man den Platz, auf dem sich das neue Rathaus nun im mächtigen Quadrat zwischen Hauptstraße, Markt- und Hirschstraße um einen Hof gruppiert.

Der Neubau des Rathauses wurde durch den Krieg unterbrochen. Doch ist die ganze Fassade an der Hauptstraße gegenüber dem Kornmarkt fertig. In ihrer Mitte sind drei Fensterachsen reicher ausgebildet und mit einer Brüstung und vier reichen Vasen bekrönt. Bei der Hauptfront am Markt wird das architektonische System des Baues von 1703 beibehalten, aber es wird um zwei Fenster-

achsen verbreitert, und die Mittelachse wird nach Norden verschoben werden. Diesem Mittelbau werden sich rechts und links Balkonbauten anschließen, durch die die Bedeutung der Fassade stärker hervorgehoben und das Bild des ganzen Bauwerkes mehr belebt wird.

Von dem Renaissancebau von 1887 bleibt dann nur der in der Hirschstraße gelegene Teil übrig. In ihm befindet sich der sehenswerte Sitzungssaal des Bürgerausschusses im Stil der italienischen Hochrenaissance. Auf dem großen Bilde an der Ostwand läßt Kurfürst Otto Heinrich dem Rektor (Pfalzgraf Johann Georg) die neuen Universitätsstatuten überreichen.

Der Markt ist belebt durch einen aus dem 18. Jahrhundert stammenden Brunnen mit einem umfangreichen Becken und einer Säule, die von einer Nachbildung des farnesischen Herkules gekrönt ist. Um den Brunnen gruppiert sich morgens das bewegte Treiben des Wochenmarktes, das eine reizvolle Ergänzung findet durch die Geschäftigkeit in den Werkstätten und den kleinen Kramläden, die zwischen den Strebepfeilern der

Heilig-Geistkirche

schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts eingebaut sind. Die Kirche nimmt über die Hälfte des Platzes in Anspruch.

Mit dem Auftauchen Heidelbergs in der Geschichte findet sich in der Stadt auch eine Kapelle, die dem heiligen Geist geweiht war (vergleiche Seite 5). Ihr im Verhältnis zum jetzigen wesentlich kleinerer Chor ist unter dem Chorniveau der heutigen Kirche in seinen Fundamenten festgestellt worden. Er zeigt gotischen Stil, kann daher dem ältesten bereits 1196 erwähnten Bau nicht angehören. Demnach ist die heutige Heilig-Geistkirche die dritte ihres Namens.

Sie verdankt ihre Entstehung König Ruprecht, der 1400 mit ihrem Bau begann, indem er sie zu einem Kollegialstift erhob (vgl. S. 6). Jedoch nicht einmal die Vollendung des Chores sollte der Herrscher erleben; erst nach seinem Tode ist er geweiht worden; das Langhaus wurde dann 1441 durch Ludwig III., der Turm erst unter Ludwig V. 1544 vollendet. Die Kirche ist ein orientierter Hallenbau spätgotischen Stiles, dessen Grundrißform ein Rechteck darstellt, im Verhältnis 1:3 mit polygonalem Chorabschluß.

Die innere Gestaltung der Hallenkirche ist durchaus ungewöhnlich; die Gewölbestützen sind nicht gleichmäßig durchgeführt, sondern zeigen im Chor eine andere Anordnung, als im Langhaus. Der edel proportionierte Chor, der fast die Hälfte des ganzen Raumes einnimmt, ist durch sehr schlank emporstrebende Säulen der Breite nach in vier annähernd gleiche Teile geteilt, von denen je ein Teil auf die

Breite der Seitenschiffe und zwei Teile auf die des Mittelschiffes entfallen, das Langhaus dagegen ist in drei Schiffe von gleicher Breite und Höhe zerlegt, von denen außerdem die Seitenschiffe durch die Anordnung hochgelegener Galerien in zwei Etagen geteilt sind.

Die Gründe, die die Durchführung des im Chor begonnenen Bausystems hinderten, lagen wohl darin, daß man während oder nach der Fertigstellung des Chores beschloß, zugleich auch für die Bibliothek ausreichende und feuersichere Räume zu schaffen. In der Tat hat die herrliche Bibliotheca Palatina hier bis zu ihrer Wegschaffung ihren Platz gehabt (vgl. S. 11, 99 f.). An der Südfassade der Kirche hat der Schloßverein eine darauf hinweisende Marmortafel anbringen lassen.

Die Bedeutung, die Ruprecht dem Kollegialstift zum Heiligen Geist verlieh, wurde noch dadurch erhöht, daß die Gebeine der Landesfürsten und ihrer Angehörigen, aber auch anderer erlauchter und berühmter Personen im Chor beigesetzt wurden. Oben aber wurden ihnen an der Wand herrliche Grabdenkmäler errichtet. Hochberühmt waren vor allem die Otto Heinrichs und Friedrichs IV., der Fürsten, die bei ihrem auf dem Schlosse bewährten Kunstsinn auch nach ihrem Tode noch entsprechend geehrt wurden; die kostbarsten Marmorarten, Alabaster, Elfenbein Gold usw. waren nicht gespart. Der Künstler der letzteren war der uns bekannte Sebastian Götz. Wer die Grabespracht in den Residenzen kleinerer Landesherren, wie Michelstadt i. O. und Wertheim kennt, der mag sich ungefähr eine Vorstellung von dem Glanze machen, der von den kunstliebenden, mächtigen Kurfürsten in dieser Kirche entfaltet sein mag. Aber auch vor dieser geweihten Stätte machten die wilden Horden des allerchristlichsten Königs nicht Halt (vgl. S. 12 f.). Nur einige kümmerliche Reste der Denkmäler, die man im Schutt unter den Platten des Chores gefunden hat, bewahrt die städtische Altertumssammlung noch auf. Außer ihnen fand man im Schutt auch viele zerstreute Gebeine, die gesammelt und wieder beigesetzt wurden. Ueber die gesamte Tätigkeit der damaligen Kommission gibt die in der Südseite des Chores eingelassene steinerne Urkunde Auskunft.

Nur das in gotischem Stile gehaltene, einfach-schöne Grabmal König Ruprechts und seiner Gemahlin Elisabeth von Hohenzollern ist der allgemeinen Zerstörung entgangen. Ruprecht trägt den Königsschmuck, Krone, Szepter und Reichsapfel, zu seinen Füßen kauert ein Löwe, das gewöhnliche Sinnbild der Kraft und des Mutes, zu denen seiner Gemahlin ein Hund, als Sinnbild der Treue. Beide tragen lange faltige Gewänder, die Häupter ruhen auf Kissen, so daß die Platte liegend gedacht war, jetzt ist sie aufgerichtet und in die Nordwand des Chors eingelassen.

Die geschilderte Verschiedenheit der Chor- und Langhausanlage tritt heute nicht mehr auffällig hervor, weil beide durch eine Scheidemauer von einander getrennt sind.

Die Geschichte dieser Hauptkirche der Stadt ist zugleich ein Abbild der so wechselreichen Kirchengeschichte der Pfalz. Entsprechend der religiösen Richtung der Herrscher (vgl. S. 7) hat sie bald diesem, bald jenem Kultus gedient. Endlich wurde sie durch Johann Wilhelm 1705 zur Simultankirche zwischen Katholiken und Reformierten gemacht, und zwischen dem Chor, der den ersteren übergeben wurde, und dem Langhaus die trennende Mauer aufgerichtet. Welchen Aufruhr dann der Streit um die Kirche unter Karl Philipp in Deutschland erregte, welche verhängnisvolle Bedeutung die schließlich den Protestanten günstige Lösung für Heidelberg als Residenz hatte, ist oben gesagt (S. 14).

Beim großen Universitätsjubiläum 1886 fiel jedoch die Mauer, und so wurde der nötige große Festraum für die Hauptfeier gewonnen. Wieder einmal vereinigte die ehrwürdige Kirche eine erlauchte Versammlung und sah eine denkwürdige Feier. Jedermann erwartete, man würde nun Mittel finden, daß die Konfessionen das Gotteshaus benutzen könnten, ohne den Gegensatz so schroff wie früher auch äußerlich zu kennzeichnen; aber nun waren es die Katholiken, die unerbittlich auf ihrem Rechte bestanden. Sie gewannen den von der Regierung bis zum Reichsgericht fortgesetzten Prozeß, und so wurde, unglaublich aber wahr, 1893 die alte, den Eindruck der mächtigen Kirche vernichtende Scheidemauer wieder aufgerichtet. Seit 1874 ist der Chor der altkatholischen Gemeinde zur Mitbenutzung überliefert worden.

Vom Fischmarkt, dem kleinen Platz nördlich der Kirche, wandern wir die düstere Steingasse hinab. Früher war sie die belebte Eingangstraße der Stadt; denn den ganzen Verkehr der beiden Neckarufer vermittelte schon seit ältester Zeit die in der Verlängerung der Straße sich hinziehende Brücke (vgl. S. 22)

Alte (Karl Theodor) Brücke.

Die beiden Türme, die das Eingangstor so malerisch flankieren, rühren von der alten Stadtbefestigung her. An der Nordseite erkennen wir noch die Spuren der Kugeln, die 1799 bei dem Brückensturm der Franzosen dort einschlugen. Der westliche Turm enthält drei niedrige, düstere Gewölbe, die noch bis etwa 1850 als Asyl für nächtliche Schwärmer und Ruhestörer dienten. Die Vorgängerinnen der Brücke waren überdacht, an einzelnen Jochen als Zugbrücke eingerichtet und mit einem Turm versehen. Hier wurden die Fremden durch die Figur des berühmten Heidelberger Affen humorvoll mit den Worten empfangen:

Was tustu mich hie angaffen?
Hastu nicht gesehen den alten Affen?
In Heydelberg sich dich hin und her,
Da findestu meines gleichen mehr.

Nachdem die letzte Brücke 1784 durch einen Eisgang zerstört war, entstand in den Jahren 1786—1788, wie die Inschrift oben am Brückenturmbau des näheren ausführt, das jetzige Bauwerk, das Hölderlin mit den Worten besingt:

Wie der Vogel des Waldes über den Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke.

Goethe nannte sie eine der schönsten der Welt. In der Tat, trotz aller Massivität doch leicht und bewegt, ist sie wie geschaffen für die romantische Gegend, in die sie hineingestellt ist. Wie ganz anders erscheint uns die andere da draußen im Westen mit ihrer modernen Eisenkonstruktion, die billiger und praktischer sein mag, der aber die schönen gefälligen Formen ihrer alten Genossin fehlen. Indessen dort, wo bereits die Ebene beginnt, mag jene in ihrer Art ebenfalls am Platze sein.

Zwei prächtige, von dem Hofbildhauer Linck geschaffene

Standbilder

verkünden mit Posaunenton das Loblied des Kurfürsten, dem die Stadt das herrliche Bauwerk verdankte. Karl Theodor (vgl. S. 14 ff., 69, 73, 79, 82) war der Ludwig XIV. der Pfalz, ihm ähnlich in persönlicher Liebenswürdigkeit, fürstlichem Selbstbewußtsein und Prunksucht, in der Liebe zur Kunst und Wissenschaft und in katholischer Unduldsamkeit, ihn übertreffend in frivoler Lüsternheit. Auch darin waren beide gleich, daß sie anfangs von ihrem Volke vergöttert, später immer mehr verhaßt, ja mißachtet wurden.

Indessen das Standbild des Kurfürsten ist doch ein wohlgelungenes Kunstwerk, eine Zierde der Stadt. In stolzer Haltung, umwallt von dem Fürstenmantel, die Hand mit der Rolle gebieterisch ausgestreckt, das Auge gewandt zu dem Schlosse seiner Ahnen, steht er da — ein ganzes Herrscherbild voll Kraft und Selbstbewußtsein. Die Sinnlichkeit verraten der etwas behäbige Leib, das Kinn, die gebogene Nase. Die Flußgottheiten zu seinen Füßen. Rhein, Donau, Neckar und Mosel, kennzeichnen die von ihm beherrschten Lande: Pfalz, Bayern, Jülich und Berg; die Inschrift unter dem wittelsbachischen Wappen enthält die Widmung der Stadt für den Pater Palatinorum. Die anderen Seiten des Sockels sind mit Reliefs geschmückt.

In dem anderen Standbild auf dem nördlichen Brückenbalkone sollen die Regententugenden und die ersprießliche Tätigkeit des Fürsten versinnbildlicht werden. Die Hauptgestalt Pallas Athene ist der Inbegriff aller Staatsweisheit: zugleich kriegerisch gerüstet, steht sie mit dem Schild, auf dem das Medusenhaupt zu sehen ist, Lanze und Helm in ruhiger Haltung da; zu ihren Füßen sitzt die

ihr geweihte Eule. Im einzelnen erläutert ist die Figur durch den Reliefschmuck des Sockels, in dem die Liebe des Fürsten zur Kunst und Wissenschaft zur Darstellung kommt. Die vier großen Figuren zu Füßen der Pallas sind auf der Westseite Hermes, auf Warenballen hingestreckt, im Norden Ceres, die, gelagert auf einer Garbe, den Aehrenkranz im Haar, das Füllhorn ihrer Gaben ausschüttet, gegen Westen die Göttin der Gerechtigkeit auf mächtigen Folianten, die Wage in der rechten, das Schwert in der linken Hand, und im Süden die Allegorie der Frömmigkeit, leicht erkennbar am Buch und Kreuz. Die letzten beiden kennzeichnen deutlich das Regierungssystem des Fürsten. Die Justitia blickt offenen Auges um sich, jeden, der naht, nach Rang und Stand prüfend, die Frömmigkeit hat das Antlitz verhüllt und kann nicht in das aufgeschlagene Buch sehen: der Glaube ist blind. Aber Ackerbau und Industrie zu heben, hat Karl Theodor mancherlei gut gemeinte Versuche gemacht.

Wenden wir von der kalten Allegorie unsere Augen hinweg und dem lebens- und farbenfreudigen Landschaftsbild zu, das uns umgibt. Aus dem eng gewundenen, von Bergen und Wäldern gekränzten Tal herannahend, rauschen die grünen Wogen des Neckars durch der Brücke hochgewölbte Bogen hindurch und ergießen sich hinaus in die weite Ebene. Dort zieht sich am Ufer die belebte Stadt hin, von oben blickt die Ruinenkönigin hernieder und bannt uns an der Stelle fest, wer möchte fort? Auch Hölderlin hat hier einst gestanden und seine Empfindungen in die Worte gekleidet:

Wie von Göttern gesandt, fesselt ein Zauber einst
Auf der Brücke mich an, da ich vorüberging,
    Und herein in die Berge
    Mir die reizende Ebene schien.
Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebene zog
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
    Liebend unterzugeh'n
    In die Fluten der Zeiten sich wirft.
Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
    All ihm nach, und es bebte
    Aus den Wellen ihr lieblich Bild.
Aber schwer in das Tal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
    Von den Wettern gerissen,
    Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
    Efeu, freundliche Wälder
    Rauschten über die Burg herab.

Sehr reizvoll ist es, den Weg neckaraufwärts die Ziegelhäuser Landstraße etwa bis zur Hirschgasse fortzusetzen. Bei der einzig schönen Aussicht ist es wohl begreiflich, daß sich auf dem rechten Ufer und selbst den Hang hinauf eine Villa an die andere anreiht, unter ihnen die Häuser des Wingolf (Werrgasse) und der Rhenopalaten (Scheffelstraße). An der Landstraße liegt das Scheffelhaus, das aus Scheffels Rodensteinliedern wohlbekannte alte Waldhorn ob der Bruck, in dem der Dichter mit seinen Freunden aus der fröhlich-geistvollen Gesellschaft des „Engern" (scil. Ausschusses) manche frohe Stunde erlebt hat.

Auch im „Holländer Hof" hat diese Gesellschaft eine Zeitlang getagt. Er liegt dem Brückentor schräg gegenüber; das große Haus neben dem Tor, früher als Neckarschule bekannt, war im 16. Jahrhundert die einzige öffentliche Schule Heidelbergs, dann der „Reformierten klein Stipendiatenhaus".

Bei dem Holländer Hof biegen wir in die Haspelgasse und kommen zum Fischmarkt zurück, wo die diesen mit dem Heumarkt verbindende Untere Straße westwärts zieht. Vor uns aber zeigt sich immer deutlicher im Hintergrund an der Hauptstraße ein Giebelhaus, das schon von ferne unsere Aufmerksamkeit mit zwingender Gewalt auf sich lenkt. Es ist das jetzige Restaurant zum

„Ritter".

Heidelberg beherbergt die herrlichsten Erzeugnisse der Renaissancearchitektur in Deutschland, nicht nur in seinen Palastbauten, sondern wie Lübke hervorhebt, auch in diesem Bürgerhause. Als der einzige vollständig erhaltene Bau, der von der Vernichtung Heidelbergs 1693 übrig blieb, mag er uns vielleicht eine Vorstellung davon geben, wie ungefähr die kurfürstliche Residenz zur Zeit ihrer Blüte ausgesehen haben mag. Zu den Hugenotten, die den Bedrängnissen ihrer Heimat entfliehend, die Gastfreundschaft des glaubenstreuen Friedrich III. und seines Sohnes Johann Casimir annahmen, gehörte auch der angesehene und wohlhabende Tuchhändler Charles Bélier aus Tournay, der im Jahre 1572 in Heidelberg einwanderte und 1592 diesen Prachtbau vollenden ließ durch einen Architekten, dessen Namen wir leider nicht kennen.

Dieser fand ein für ein ganz anderes Haus bestimmtes Fundament und Erdgeschoß vor, das stark genug war, die neue Fassade zu tragen. Stimmt daher auch offensichtlich diese mit jenem nicht überein, so entwickelt sie sich doch selbst noch oben in vollendeter Harmonie in den fünf

weiteren Geschossen, in denen sie stolz emporsteigt. Die beiden unteren umfassen sieben Fenster Breite, im dritten beginnt der Giebel, der sich mit fünf und drei Fenstern verjüngt und ganz oben nur noch eine elliptische Oeffnung umschlingende Volute darstellt. Wie beim Friedrichsbau herrscht auch hier die vertikale Tendenz in den durch alle Geschosse hindurchgehenden Säulen; sie folgen nach den in der Renaissance vorgeschriebenen Regeln in dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung; letztere wiederholt sich in der obersten Reihe. Ferner sind für das Bauwerk charakteristisch die zwei durch die beiden Obergeschosse durchgeführten und noch in das Giebelgeschoß übergreifenden Erker, die auch die Anordnung der Fenster bestimmen.

Die Meisterschaft, die der Baumeister in der Gliederung der Fassade bewies, offenbart sich auch in der Wahl und Verteilung des ornamentalen und bildnerischen Schmuckes. Er zeigt sich vor allem in den stark hervortretenden Erkern. Abwechselnd männliche und weibliche Hermen fassen die Erkerfenster ein, Giebeldreiecke überdachen die im ersten Obergeschoß, ein Arabeskenfries und eine mit Medaillons geschmückte Krönung schließt die des zweiten Obergeschosses und damit die Erker selbst ab. Auch die Friese der Giebelgeschosse sind mit Arabesken und Masken verziert. An den Fensterbrüstungen des rechten Erkers hat der Bauherr oben sein und seiner Gattin, Francina Soriau, Brustbild anbringen lassen, entsprechend am linken Erker finden sich ihre redenden Wappen, ein steigender Widder und zwei Fische. Die Brustschilder unten stellen einen Mann in ritterlicher Rüstung und eine Frau mit einem Falken auf der Hand dar. Nach den Wappen links und der Familienähnlichkeit zu urteilen, gehören sie ebenfalls zur Familie Bélier. Alle diese Bilder sind fein ausgearbeitete charakteristische Porträts. Die Medaillons in den Bekrönungen der Erker, sowie der Flächen nebenan bezeichnen nach den Umschriften merovingische Könige und zwar von links nach rechts wörtlich: Chilpericus rex Frac. IX. Theodoricus Rex Franc. XI, Chedebertus, Rex Francorum VI. und Childebericus R. F. XIIII. Daß der Erbauer diese alten Könige wählte, sollte wohl auf die Zeit hindeuten, in der über seine alte, wie seine neue Heimat ein gleiches Szepter geschwungen wurde. Das mittelste Feld dagegen trägt, wie die in den Giebelgeschossen, Inschriften: die oben und unten geben Gott die Ehre in den Worten: Si Jehova non aedificet domum frustra laborant aedificantes eam, ferner: Soli deo gloria. Dazwischen aber wird die heidnische Göttin der Liebe gepriesen, vielleicht weil sie Bélier in seinem gewiß schicksalsschweren Leben tröstend und ermutigend zur Seite gestanden hatte, mit den Worten: Perstat invicta Venus.

Die Ornamentik verbindet mit dem Vegetativen und Figürlichen das Riemen- und Flechtwerk der späteren Epoche und steht darin dem Friedrichsbau des Schlosses näher als dem Ottheinrichsbau; aber an Feinheit der Be-

handlung bleibt die Fassade erheblich hinter jenen beiden Meisterschöpfungen zurück. Trotz der Fehler aber, die besonders auch in den lastenden Voluten liegen, macht die Fassade als Ganzes mit ihrer reichen Gliederung und üppigen Ornamentik einen prachtvollen Eindruck.

Empfehlenswert ist auch der Besuch des Innern, das von dem Wirt gern gezeigt wird. Ist es auch in den Hinterräumen seinem neuen Zwecke entsprechend umgebaut, so hat es doch in dem Hauptbau sein altes Aussehen auch hier getreu gewahrt.

c) Vom Marktplatz bis zur Grabengasse.

Wenige Schritte vom Ritter entfernt biegen wir bei dem ehemals Mederschen Hause, in dessen Eckpfeilernische eine graziöse Madonna steht, in die Kettengasse ein. Das mächtige Gebäude auf der rechten Seite mit der bis zum Ende der Gasse ziehenden eintönigen Front beherbergt in dem südlichen, der Stadt gehörigen Teile die Oberrealschule (850 Schüler, darunter 25 Mädchen, und 37 Lehrer), die seit 1896 aus der 1835 begründeten höheren Bürgerschule umgestaltet ist, und die ebenfalls städtische Handelsschule (350 Knaben und 100 Mädchen und 8 Lehrer) mit Kursen für Kriegsbeschädigte und Abendkurse für Erwachsene (250), nebst der Jahreshandelsschule mit Vollunterricht (14 männliche und 14 weibliche Schüler).

Der nördliche Teil des Riesengebäudes, noch immer ein sehr beträchtliches, auch die Ingrimstraße weit noch entlang ziehendes Bauwerk, dient als katholisches Pfarrhaus. Das Ganze war einst das 1703 begonnene Kollegiengebäude (Kloster) der Jesuiten, der erste ihrer Bauten, die sich in gewaltigem Hufeisen im O., S. und W. um ihre Kirche legten.

Die Jesuitenkirche,

die jetzige katholische Pfarrkirche der Altstadt, ist seit 1712 von dem in Heidelberg ansässigen Baumeister Adam Breunig erbaut, doch ist die reich entwickelte, in zwei mächtigen Stockwerken aufsteigende, von einem kolossalen Christus auf flachem Giebel gekrönte Nordfassade erst später von anderer Hand, der hohe Turm mit dem großen vergoldeten Kreuz auf der Spitze, der ein wundervolles Geläute birgt, erst 1868—1870 hinzugefügt. Die Außenarchitektur der Langseiten und des Chores ist nicht sehr bedeutend; nur die Anordnung des Maßwerks der Fenster ist interessant, weil sie als eine Heidelberger Spezialität er-

scheint, die sich zuerst an der Providenzkirche nachweisen läßt und dann an fast allen Kirchenbauten aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts wiederkehrt. Mit einem Schlag aber vergessen wir die Fehler des äußeren Aufbaues, wenn wir das Innere betreten, das eine große Wirkung ausübt und mit seinem stillen Ernst, seiner ruhigen Wucht, dem Rhythmus der kraftvollen Stützen und der gedämpften Beleuchtung den Eintretenden unwillkürlich in seinen Bann zieht. Keine der deutschen Jesuitenkirchen kann sich nach dieser Richtung hin mit dem Werke des Heidelberger Meisters vergleichen, der mit diesem Bau gezeigt hat, welch hohes technisches Können er besaß und wie er bestrebt war, durch Abstreifen jeglichen Beiwerks eine monumentale, stimmungsvolle Wirkung zu erzielen. Dabei ging er selbständig vor, auch die malerische und abwechslungsreiche Anordnung des Chors zeigt, daß er keine hergebrachten Bahnen zog. Einst war das Innere auf Behandlung in Stuckmanier angelegt, aber um 1870 ist es im Geiste des strengen Hellenismus hergestellt. In dem Grabgewölbe ruhen die Gebeine Friedrichs des Siegreichen, die zuerst im Franziskanerkloster beigesetzt, dann ins Kapuzinerkloster übertragen worden waren.

Auf der anderen Seite der Kirche, dem Pfarrhaus gegenüber, steht ein weiterer interessanter Barockbau, der in seiner Fortsetzung bis an den Ludwigsplatz (Augustinergasse) reicht. Darin ist das Archäologische Institut (vgl. Teil I), ferner die Seminare für Theologie und klassische Philologie. Den Bau am südlichen Ende der Straße (Nr. 13), ebenfalls von Ad. Breunig entworfen, errichteten die Jesuiten 1715—1717 für ihr Gymnasium; von 1829—1905 barg er die Universitätsbibliothek. Jetzt sind die Räume für die übrigen Seminare der philosophischen Fakultät und das für Volkswirtschaft, unten für die Studentenlesehalle eingerichtet. Im Nachbarbau befindet sich das staatswissenschaftliche Seminar. Jenseits der Seminarstraße schieben sich im Süden die umfangreichen, 1750 bis 1765 nach den Plänen des Jesuiten Günther errichteten Bauten quer vor, die zuerst das Jesuitenseminar (das Karlskonvikt) beherbergten, dann als Irrenanstalt, später als Krankenhaus dienten und seit 1881 als Kaserne. Ihr gegenüber erhebt sich jetzt — mitten in diesem riesigen früheren Jesuitenviereck — der moderne Sandsteinbau des Amts- und Landgerichts.

In dem nach Westen folgenden Gebäudekomplex erkennt man leicht den mächtigen Hexenturm, den letzten Rest der alten Stadtbefestigung. Von hier aus lief einst die Stadtmauer quer über den Ludwigsplatz (vgl. S. 5, 14);

daran war das Augustinerkloster angebaut, wo Luther 1518 seine Disputation hielt (S. 7). Nach Durchführung der Reformation wurde es als Coll. Sapientiae eine hervorragende Pflanzstätte der reformierten Lehre. Daran schloß sich im Norden das 1591 erbaute collegium Casimirianum an. Beide Gebäude sanken 1693 in Asche. Der größere Teil des Raumes, den das Kloster eingenommen hatte, blieb seitdem leer und trug dazu bei, den schönen Platz zu bilden, der früher Paradeplatz hieß, jetzt den Namen Ludwigsplatz führt. Auf ihm ist 1901 das von Donndorf geschaffene Reiterstandbild Kaiser Wilhelm I. enthüllt worden. An der Hauptstraße steht gegenüber der Filiale der Rheinischen Kreditbank, einem modernen, stattlichen Bau im Stil der Spätrenaissance, der 1717 gesetzte Löwenbrunnen.

An Stelle des collegium Casimirianum wurde unter Johann Wilhelm die jetzige

Universität

1712—1715 errichtet, wie die andern Bauten der Zeit im Barockstil. Der damalige Rektor der Universität, der sachverständige M. Kirchner, ein Jesuit, leitete den Bau, dessen Meister wiederum Ad. Breunig war.

So einfach aber das Aeußere ist, so ist doch das Innere 1885—1886 vollkommen neu hergestellt worden. (Zur Besichtigung wende man sich an den Hausmeister.) Besonders sehenswert ist die Aula: kaum eine andere deutsche Universität darf sich eines solchen Prachtsaals rühmen. Oben sehen wir die große kassettierte Holzdecke mit den Rundbildern, die die vier Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie versinnbildlichen; die überaus prächtige Rückwand ist mit dem großen Stiftungsbilde der Universität von F. Keller geziert. Es stellt den Einzug der Pallas Athene in Heidelberg dar. Ruprecht I., der auf hohem Throne sitzt und von der Palatia mit dem Lorbeer gekrönt wird, schaut, umgeben von Gelehrten und Studenten, dem Einzug der Göttin, deren Prachtgespann von einem geflügelten Genius geleitet wird, zu. Eine reizende Putte schließt im Vordergrund die reiche, stimmungsvolle Komposition ab. Rechts und links von derselben stehen in Nischen die Bronzefiguren der Fama und des Genius der Wissenschaft, Meisterleistungen deutscher Bildhauerkunst. In säulengeschmückter Nische erblicken wir unter dem Stiftungsbild die Marmorbüste Großherzog Friedrichs, ein Geschenk der Stadt an die Universität. Zu beiden Seiten sind auf Goldgrund gemalt die Medaillonbilder Ruprechts, des Gründers, und Karl Friedrichs, des Erneuerers der Universität.

Weniger schön, aber originell sind die Karzerräume, „Villa Trall", „Palais Royal", „Solitude", „Sanssouci". Die mit Namen, Zirkeln, Inschriften, Gedichten, Wappen, Porträts und anderen Bildern reichbemalten Wände, an denen kaum noch ein leeres Fleckchen nachzuweisen ist, haben offenbar kein allzu trübes Kerkerelend geschaut, wie denn auch der selbstverständlich stets unschuldige Bruder Studio eine solche Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit mit souveränem Humor zu tragen weiß. Man studiere nur die Inschriften.

Seh an des Carcers Wänden ich der Verse Fülle
So wehmutsvoll zum Himmel klagen,
Möcht ich mit Vater Goethe sagen:
Es bildet ein Talent sich in der Stille.

Die Geschichte der Universität in wenigen Zeilen zu skizzieren, ist nicht leicht: ist sie doch die drittälteste im heiligen römischen, die älteste im deutschen Reiche, hat sich doch 1886 bereits das fünfte Jahrhundert ihres Bestehens vollendet, ist sie doch aufs engste verwachsen mit den Geschicken des Landes und des Fürstengeschlechtes, mit denen sie die Höhen des Ruhmes erstiegen, aber auch alle Leiden erduldet hat, die über die Pfalz so reichlich und furchtbar hereingebrochen sind. Doch immer wieder ist sie wie ein Phönix aus der Asche erstanden und darf sich jetzt mit Berlin, Leipzig, München in die erste Reihe ihrer Schwestern in Deutschland und damit der Welt stellen. Ruprecht I., der sie 1386 ins Leben rief und sie seine geliebte Tochter nannte, berief als ihren ersten Rektor den von Paris vertriebenen angesehenen Gelehrten Marsilius von Inghen, der die neue Universität äußerlich der Pariser nachbildete. Aber während die ältesten und berühmtesten Hochschulen Europas, Bologna und Paris, wesentlich doch Fachschulen gewesen waren, jene eine juristische, diese eine theologische, war Heidelberg, nach dem Vorbilde Prags, von vornherein eine wirkliche Universitas litterarum.

Ungeahnt blühte das Unternehmen empor; schon im ersten Jahre zählte man 579 Studenten. Der Charakter der Universität war nach Einrichtung und Zweck ein wesentlich kirchlicher: ihre Lehrer waren alle Kleriker und durften nicht heiraten. „Den christlichen Glauben mehren, die Bosheit der Ketzer abwehren", sollte ihre wesentliche Aufgabe sein. An dieser scholastischen Tradition hat sie streng festgehalten, auch als bei Hofe bereits unter Philipp (1476—1508) der Humanismus durch Johann v. Dalberg, Reuchlin, Celtes u. a. seinen Einzug gehalten hatte und andere Hochschulen schon lange im neuen Geiste reformiert waren. Da führte Otto Heinrich (vgl. S. 7, 55 ff.) die durch die Zwietracht und Unwissenheit heruntergekommene Hochschule zu neuem Ruhm. „Ich will den letzten Heller für den Flor dieser Universität geben!" rief er begeistert aus. Im innigen Einverständnis mit dem 1557 berufenen praeceptor Germaniae

Melanchthon — denn die Universität sollte die „hohe Warte“ der Kirche sein —, dem Philologen Mikyllus, dem Mediziner Erast und dem Juristen Ehem hob er sie aus dem Mittelalter empor und durchleuchtete sie mit dem Geiste der Reformation und Renaissance; welche Bildungsschätze er ihr in der bibliotheca Palatina zuführte, ist wiederholt gesagt worden. Die drei Jahre seiner Regierung genügten, um der Heidelberger Universität eine sechzigjährige Blütezeit zu sichern. Die europäische, reformierte Politik seiner Nachfolger hatte ihre Rückwirkung auch auf die hohe Bildungsstätte der Pfalz. Nach dem Tode Calvins ward Heidelberg das „deutsche Genf“, hier wurde 1563 in dem „Heidelberger Katechismus“ das reformierte Glaubensbekenntnis neu aufgestellt, die Universität war der Mittelpunkt der gesamten internationalen calvinistischen Jugend. Der Philosoph Ramus, der berühmte Jurist Donellus, beide vertriebene Hugenotten, Dan. Pareus, Gothofredus, Freher, Gruterus und andere große Gelehrte hielten in dieser Zeit hier ihre Vorlesungen.

Darauf folgte jedoch ein um so tieferer Fall im dreißigjährigen Kriege. Von 1630 ab hat sie 22 Jahre überhaupt nicht bestanden.

Allein der edle Kurfürst Karl Ludwig (vgl. S. 7, 11, 69, 71, 72) fand selbst unter den traurigsten Zuständen seines Landes doch Mittel, die Gebrochene 1652 liebevoll wieder aufzurichten. „Ich will alles, was zur Restauration, Aufnahme und Wachstum dieser uralten, hochprivilegierten Universität gereichen mag, neu ins Werk setzen.“ So ward er ihr dritter Gründer, ernannte sich selbst zum Rektor und verhalf ihr zu einer vierzigjährigen Nachblüte, in der eine freisinnige Toleranz die Wissenschaft beherrschte, damit sich alle Kräfte frei entfalten konnten. Selbst den Spinoza bemühte sich der Kurfürst heranzuziehen, jedoch vergebens; dagegen gelang ihm die Berufung von Freinsheim, Hottinger, Spanheim, Samuel Pufendorf, Cocceji und anderen berühmten Professoren.

Indessen diese Nachblüte wurde wieder geknickt durch den Orléanischen Erbfolgekrieg. In den folgenden Kurfürsten aus der Neuburgischen Linie lebte nicht der große Sinn ihrer Vorgänger. Als die Studien erst 1700 wieder formell eröffnet waren, war der Geist freier Forschung daraus verbannt. In den Händen der jesuitischen Wanderlehrer, durch eine Protektionswirtschaft, die sogar zu Erbprofessuren führte, verkümmerte sie mehr und mehr. Von der hohen Warte sank sie herab zu einer wenig beachteten Landesuniversität. Dies wurde auch unter dem sonst hochgebildeten Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach (s. S. 14 ff, 69, 73) nicht viel anders. Von dreißig Professoren waren nur vier Protestanten; selbst Homer wurde auf den Index gesetzt, und zu der großen geistigen Bewegung des Jahrhunderts der Aufklärung hat die Universität gar keine Beziehungen gehabt; dazu kamen die Revolutionskriege, die Deutschland das linke Rheinufer nahmen, die auch die Uni-

versität ganz zu verderben drohten (vgl. S. 16 f.) So schien die alte Ruperta unaufhaltsam ihrem Ende entgegenzugehen.

Da gab der hochgesinnte neue Landesherr Karl Friedrich von Baden 1803 das Edikt, das die alte Universität aus ihrem materiellen und geistigen Elend erlöste, das sie tatsächlich zum vierten Male begründete, so daß sie mit Recht von nun an den Namen Ruperto-Carola führte. Er selbst aber übernahm, wie einst Karl Ludwig, das Rektorat, indem er zugleich diese Würde auch seinen Nachfolgern hinterließ. Um so rühmenswerter war die Tat, da Karl Friedrich ein fremdes Erbe antrat, und da die Last der mittellosen Universität fast ganz dem Staate anheimfiel.

Ueber ein Jahrhundert ist seitdem dahingegangen; der Grundsatz unbedingter Lehrfreiheit, der Karl Friedrich bei seinem Werke beherrschte, ist zum Segen der Wissenschaft seither nie wieder verlassen worden. Ungehemmt durfte sie sich entfalten. Niemals in ihrer ganzen vorangegangenen Geschichte hat die Universität eine so lange Zeit ungestörter Blüte gehabt wie im vergangenen Jahrhundert. Und weiter: was der Freiherr von Stein der Universität bezeugte: in Heidelberg hat sich ein guter Teil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte, das ist dem Sinn nach maßgebend geblieben für die Zeit des Werdens des deutschen Reiches.

Welch eine Reihe erleuchteter Männer zieht an unserem Geiste vorüber, wenn wir einen Rückblick auf das letzte Jahrhundert halten. Nennen wir nur — von den Lebenden zu schweigen — die Theologen Daub, Paulus, Hitzig, Hundeshagen, Ullmann, Rich. Rothe, Schenkel, Holsten, Hausrath, Merx, Bassermann, die vor allem Ursache haben, den wahrhaft liberalen Geist der Regierung zu rühmen; die Mediziner Ackermann, Henle, Arnold, Tiedemann, Gegenbaur, von Chelius, Simon, von Pfeuffer, Friedreich, O. Becker, Kühne, Czerny u. a.; die Naturwissenchaftler Bronn, Leonhard, Hofmeister, Kekulé, Kopp, Vikt. Meyer und das Dreigestirn Helmholtz, Bunsen, Kirchhoff; die Philosophen Hegel, von Reichlin-Meldegg, Zeller, Kuno Fischer, Windelband; die klassischen Philologen und Archäologen Creuzer, Joh. H. Voß, Köchly, Ribbeck, Stark, Wachsmuth, Erw. Rohde, Albr. Dieterich; die Vertreter der deutschen Philologie, deren Bestrebungen ja durch die Heidelberger Romantik erst geweckt wurden, Holtzmann und Bartsch, der vgl. indog. Sprachwiss. Osthoff; die Historiker Schlosser, Häußer, Gervinus, Treitschke, Erdmannsdörffer, ferner Wattenbach und Winkelmann; die Nationalökonomen Rau und Knies. Vor allem aber fand das Studium der Rechtswissenschaft hier eine hervorragende Stätte und hat Heidelberg den Namen einer Pandektenuniversität verschafft. Da lehrte der große Thibaut, Vangerow, Windscheid, Karlowa, Bekker, die beiden Zachariä von Lingenthal, Vater und Sohn, Joh. Ludw. Klüber, von Mohl, Zöpfl, Bluntschli, Schulze-Gävernitz, Georg Meyer, Jellinek, Mittermaier, Renaud, Goldschmidt, Rich. Schröder u. a.

Die Hirschgasse

Aufn. von Carl Lange, Heidelberg



Brückentor
Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor
Heilig-Geistkirche



Das Schwalbennest bei Neckarsteinach

Zwingenberg am Neckar

Unablässig ist die Regierung bemüht gewesen, die Mittel der Universität zu mehren, wie ja kein Land auch nur entfernt im Verhältnis so viel für Hochschulen ausgibt, und immer neue Institute sind besonders für die Bedürfnisse der medizinischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät geschaffen worden, die wir auf unserer Wanderung noch kennen lernen werden. 922 000 Mark beträgt die jährliche Staatsdotation, dazu kommen noch fast 160 000 Mark eigene Einnahmen, abgesehen von den beträchtlichen außerordentlichen Zuschüssen. In Heidelberg werden den Professoren mit die höchsten Gehälter bezahlt. (Zahl der Dozenten über 180; Zahl der Studenten im S.-S. 1919: i. d. theol. Fak. 176, i. d. jur. Fak. 719, i. d. med. Fak. 1157, i. d. phil. Fak. 906, i. d. nat. math. Fak. 445, zus. 3403, davon 392 weibl. Dazu 118 Hörer und 16 Hörerinnen. Im W.-S. 1919/20: i. d. theol. Fak. 171, i. d. jur. Fak. 621, i. d. med. Fak. 1067, i. d. phil. Fak. 943, i. d. nat. math. Fak. 434, zus. 3236, davon 391 weibl. Dazu 154 Hörer und 34 Hörerinnen.)

Das besonders in den letzten Jahrzehnten unverkennbare starke Anwachsen der Zahl der Studierenden an der Heidelberger Universität hat jedoch nicht gleichen Schritt gehalten mit der Zunahme der Studenten in Deutschland überhaupt. In dieser Hinsicht nimmt die Universität im Gegensatz zu ihrer hervorragenden wissenschaftlichen Bedeutung doch erst die achte bis zehnte Stelle ein. Das mag seinen Grund darin haben, daß sie in Norddeutschland als Luxusuniversität verschrieen ist. Wohl erzeugt das stete Kommen und Gehen der Fremdenmenge vielfach höhere Preise, und Gelegenheit, viel Geld zu verbrauchen, ist genug vorhanden. Allein das kann, aber muß nicht den Geldbeutel schädigen, zum Teil berührt es auch die Studenten nicht; Essen und Trinken, worauf es doch ganz wesentlich ankommt, ist nicht teurer als in ähnlichen Universitäten, und schließlich kommt es auch hier beim Geldverbrauch lediglich auf den Einzelnen an. Auch hier kann jeder nach seiner Fasson vergnügt sein.

Man bedenkt nicht, daß in mancher anderen Universität die Preise in neuerer Zeit mehr angewachsen sind, als in Heidelberg.

Der Genius loci war hier von jeher feucht, dank dem leichtlebigen eingeborenen Menschenschlag, der dem Fremden das Leben nicht sauer macht und zumal dem fröhlichen Treiben der Studenten ein geradezu rührendes Verständnis entgegenbringt. So hat sich hier noch ein gut Teil der akademischen Romantik erhalten, so vielfach auch die nivellierende Zeit einzelne Eigentümlichkeiten abgeschliffen hat. Das eigentliche Studentenleben wird wesentlich vertreten durch die Verbindungen, auffallender noch durch die farbentragenden. Es ist hier nicht der Ort, sie ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach zu charakterisieren. In Teil I sind sie kurz aufgeführt.

In enger Beziehung zu der Universität steht die Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Heinrich Lanz-Stiftung, die im Jahre 1909 mit einem Stiftungskapital von einer Million Mark begründet worden ist. Sie ist erstanden dank der hochherzigen Schenkung des Großindustriellen Karl Lanz in Mannheim und seiner Mutter und zu Ehren des Vaters und Gatten benannt worden. Sie besteht aus einer mathematisch-naturwissenschaftlichen und philosophisch-historischen Klasse mit je einem Sekretär und je neun ordentlichen Mitgliedern, die vom Großherzog ernannt werden und in Heidelberg ihren Wohnsitz haben müssen. Dazu kommt eine stattliche Zahl von außerordentlichen Mitgliedern, die in Baden ihren Wohnsitz haben müssen und natürlich auch aus den Professoren der Universität Freiburg und der Technischen Hochschule in Karlsruhe ernannt werden. Durch diese außerordentlichen Mitglieder, die sonst in keiner anderen Akademie vorkommen, erweitert sich der Begriff der Heidelberger Akademie zu dem einer badischen. Sie haben eine wesentlich andere Stellung und Berechtigung als die korrespondierenden Mitglieder und die Ehrenmitglieder. Dies etwa sind die Grundgedanken der neuen Akademie, wie sie vorläufig aufgestellt sind. Wie sie sich weiter entwickeln wird, wird die Folgezeit erweisen.

Schon lange genügte das Universitätsgebäude nicht mehr der steigenden Zahl der Studenten; deshalb hat der Staat das den Ludwigsplatz südlich abschließende Gebäude, das ehemalige Haus der Museumsgesellschaft, den späteren „Städtischen Saalbau“, angekauft und große neue Hörsäle darin eingerichtet. Außerdem beherbergt es Teile des Archäologischen Institutes (S. 92) und das Juristische Seminar. Dereinst wird man es aber mit den benachbarten, um den Hexenturm herum liegenden Bauten, von denen der westliche die Reichspostnebenstelle beherbergt, niederreißen, da hier die neue Universität erstehen soll.

Der Stil dieses neuen Bauwerks würde natürlich beeinflußt sein von dem der neuen

Universitätsbibliothek.

Sie ist pompös aufgeführt im Stile der geläuterten französischen Renaissance, mit bewegten Umrißlinien in Gestaltung der Dächer. Von den in die Graben- und Sandgasse hinein sich erstreckenden, einfach gehaltenen Seitenflügeln, den Büchermagazinen, unterscheidet sich wesentlich

der architektonisch reich ausgestaltete Verwaltungsbau, dessen Hauptfront sich der Peterskirche gegenüber erhebt. Er ist hauptsächlich charakterisiert durch einen runden Eckturm und den Portalbau, der aber durch die Wucht des ersteren etwas gedrückt wird. Der Portalbau ist oben durch ideale Masken und das badische Wappen in prachtvoller Umrahmung geschmückt; zu beiden Seiten stürmen in den flachen Reliefs Giganten den Himmel. Die Figuren an den Seiten des Eingangs stellen den gefesselten Prometheus und die dem wißbegierigen Jüngling sich leise entschleiernde Göttin der Wahrheit dar. An den Wänden sind zu beiden Seiten des Portalbaus die Medaillons Ruprechts I. von der Pfalz, des Gründers, und Karl Friedrichs von Baden, des Wiederherstellers der Universität, angebracht. Vegetabilisches Ornament belebt die Flächen und umrahmt die Fenster, reiche Vergoldung verziert die Giebel. Die vornehme Pracht des Renaissancestils tritt auch im Innern in Linien und Farben imponierend hervor. Durch das von Marmorsäulen getragene Vestibül tritt man geradeaus in den allgemeinen Lesesaal mit etwa 100 Sitzplätzen. Die Dozenten haben westlich einen besonderen Arbeitsraum; dort liegen auch Ausleih- und Zeitschriftenzimmer; östlich sind die Arbeitszimmer für die Bibliothekare und der Katalogsaal. In einem herrlichen Treppenhause geht's aufwärts in den oberen Stock, wo in der Mitte über dem Portal der Ausstellungssaal eingerichtet ist; rechts reihen sich an: das Arbeitszimmer für die Manuskriptenbenützer, der Lehrsaal für Vorlesungen, bei denen wertvolle Manuskripte und Urkunden vorzuzeigen sind, endlich das Bureau für den Tauschverkehr; links befinden sich das Direktionszimmer und der Handschriftensaal.

Schon oben bei der Betrachtung der Heilig-Geistkirche hatten wir von der in ihr aufgestellten Bibliotheca Palatina (S. 11, 85) zu sprechen, die allein Tausende von Studenten und Gelehrten anzog, die Scaliger 1608 für reichhaltiger und trefflicher als die Bibliothek im Vatikan erklärte. Hauptsächlich durch die einzige Sammlung, die Otto Heinrich auf seinen Reisen an arabischen, syrischen, hebräischen, griechischen und lateinischen Handschriften erworben und später noch weiter durch eigens abgesandte Bevollmächtigte zusammenkaufen ließ, erhielt sie ihren Weltruhm. 1584 kam durch Schenkung die Sammlung seines Freundes Ullrich Fugger hinzu, allein an Handschriften über 1000 Stück, ferner unter Friedrich IV. viele deutsche Handschriften. Ob aber die alte Bibliotheca Palatina als Universitäts- und Landesbibliothek zu gelten hat und nicht vielmehr zum größten Teil als Privatbibliothek der Herrscher der Universität zur Verfügung gestellt war, ist zweifelhaft. Wie dem auch sei, ihr Verlust war unersetzlich, als der päpstliche Gesandte Leo Allatius sie, etwa 3800 Handschriften und 5000 Druckwerke, 1623 nach Rom entführte, unter zähem passiven Widerstand der erbitterten Bürger. Andererseits — was wäre wohl aus der

Bibliothek bei dem großen Brande von 1693 geworden? So schmerzlich es ist, daß sie Deutschland entfremdet wurde, vielleicht ist sie nur auf diese Weise vor dem gänzlichen Untergange bewahrt worden und der Wissenschaft erhalten geblieben, und ist es nur so möglich geworden, daß wenigstens ein Teil wieder zur alten Heimat zurückkehrte.

Nachdem Karl Ludwigs neu angelegte Bibliothek 1693 wieder vernichtet war, begründete Johann Wilhelm (1690 bis 1716) die heutige Universitätsbibliothek, die seitdem durch Ankauf, sowie durch bedeutende Schenkungen vieler Professoren, von Alb. Mays (vgl. S. 103) u. a. vermehrt ist. Der verdienstvolle Oberbibliothekar K. Zangemeister hat sie völlig neu geordnet und der Verwaltung den liberalen Geist eingepflanzt, der ihre Benutzung so erleichtert. Selbst die übersichtlichen, allein für die Druckwerke 700 Foliobände umfassenden Kataloge, in alphabetischer und systematischer Anordnung, sind dem Publikum zugänglich. Die Bibliothek mag heute etwa 450 000 Druckwerke nebst etwa 200 000 Broschüren und Dissertationen umfassen. Dazu kommen außer 2000 Originalurkunden und einer Papyrussammlung etwa 3000 Handschriften.

Diese stammen zum Teil aus der alten Bibliotheca Palatina. Im Jahre 1815 nahmen die Deutschen aus Paris 39 seltene klassische Handschriften, die Bonaparte 1797 aus Rom geraubt hatte, wieder mit sich, 1816 gab der Papst 852 Handschriften über die deutsche Nationalliteratur auf gütlichem Wege zurück. 1888 kam schließlich auch die große Heidelberger (sogenannte Manessesche) Liedersammlung, die um 1300 in der Schweiz entstand, wieder zurück, nachdem sie über 200 Jahre ein kostbares Kleinod der Nationalbibliothek von Paris gewesen war. Wie sie aus der Bibliotheca Palatina dorthin gekommen war, ist ungewiß, jedenfalls taucht sie dort schon 1657 auf — und deshalb hatten die Deutschen in der ihnen angeborenen Noblesse auch 1815 keinen Beschlag darauf gelegt. Die endliche Auslieferung war nur möglich infolge einer glücklichen Kombination der Verhältnisse, das Reich bezahlte dafür 500 000 Francs. Sie allein stellt den Wert einer ganzen mittelhochdeutschen Bibliothek von 140 einzelnen Handschriften dar, deren jede mit einem gemalten Titelbild versehen ist. So gibt es jetzt keine Bibliothek, welche ein relativ so vollständiges Bild der Geschichte der altdeutschen Dichtung liefert, wie die jetzige Universitätsbibliothek.

Weiter wurde die Handschriftensammlung wesentlich bereichert durch die Schätze der Klosterbibliothek von Salem, die 1826 erworben wurden, dann durch den 1884 gestorbenen Nic. Trübner, der 140 meist orientalische Codices überwies und u. a. auch eine in ihrer Vollständigkeit einzig dastehende Sammlung der im Krieg 1870/71 und der Zeit der Kommune in Frankreich erschienenen Karikaturen. Davon existieren nur noch zwei Exemplare, deren eines Bismarck, das andere das britische Museum erhielt.

Der Besuch des Handschriftenzimmers ist daher sehr zu empfehlen. Die sehenswertesten und interessantesten Schätze sind in Schaukästen ausgestellt, z. B. von den deutschen Handschriften Otfrieds Evangelienharmonie (9. Jahrhundert), höchst wertvoll, außer der bereits genannten Manesseschen großen, die kleine Heidelberger Liederhandschrift- (die älteste [13. Jahrhundert] Sammlung der Minnesänger), sowie eine dritte Sammlung von Minneliedern; viele Handschriften über das deutsche Epos aus dem 13. bis 16. Jahrhundert: Lohengrin, Parcival, Titurel; ein Bruchstück des Sachsenspiegels mit merkwürdigen Bildern; vier von Luther selbst geschriebene Stücke der Bibelübersetzung, sowie die Schmalkaldener Artikel, Goethes Götz von Berlichingen; dazu alte Breviere, Missale, Sakramentarien, besonders das große Salemer Chorbuch usw., alle genannten zum größten Teil mit kostbarem Bilderschmuck. Dazu kommen die seltenen klassischen Handschriften.

d) Von der Grabengasse zum Bismarckplatz.

Auf der Hauptstraße wandern wir weiter gegen Westen. Schon vom Marktplatz an hat sie ihr eigentliches Leben bekommen, reger noch wird es auf der folgenden Strecke bis zum Bismarckplatz. Laden reiht sich an Laden, an deren zum Teil eleganten Auslagen man ebenfalls den Charakter der verwöhnten Fremden- und Universitätsstadt erkennen kann; dazwischen mischt sich die unübersehbare Zahl der Restaurants und Gasthäuser. Alle Schichten der Bevölkerung, Beamte, Bürger, Handwerker, Arbeiter, Kinder, Fremde, Studenten, Geschäftige und Schlendernde, dazu die Elektrische, Droschken, anderer Wagenverkehr — alles drängt sich hier in buntem Durcheinander, so daß die enge Straße mit den schmalen Bürgersteigen zu manchen Stunden kaum noch genügen kann. Doch fehlt ihr ganz der Charakter großräumiger, moderner Gradlinigkeit; die kleinen Windungen, in denen sie dahinzieht, ermöglichen vielmehr eine wechselnde Reihe von hübschen Durchblicken; neben den alten typischen Vertretern des süddeutsch - italienischen Barockstiles sind da und dort wieder Giebelfassaden erstanden, die der Hauptstraße nach und nach einen noch malerischeren Charakter verleihen. Das Türmchen, das an der Ecke der Rheinischen Kreditbank keck hervortritt, hat der Straße für den, der von Westen herzukommt, einen besonderen Ausdruck verliehen, als kleineres Seitenstück zu dem im Hintergrund sich erhebenden Turme der Heilig-

Geistkirche. Nach der anderen Seite wird die Hauptstraße durch den Barockturm der Providenzkirche außerordentlich belebt.

Nicht weit von der Grabengasse entfernt, hat sich an der Ecke der Theaterstraße noch ein kleiner Rest von dem alten Heidelberg erhalten in dem Haus mit diagonalgestelltem, gotisch behandeltem Erker an der Ecke und dem prachtvollen Renaissanceportal. Es war das Absteigequartier der Bischöfe von Worms („Wormser Hof"), dann kurfürstlicher Gäste („Englisches Haus"), dann Kapuzinerkloster, und als solches ist es 1693 von den Franzosen verschont worden. Jetzt ist es Eigentum der 1839 gegründeten Gesellschaft „Harmonie". Diese ist neben dem Gesangverein „Liederkranz" die hauptsächlichste Vereinigung bürgerlicher Kreise. Gegenüber dem Portale steht die Volksbank, an der Ecke der Schiffgasse. Das Gebäude der Harmonie aber zieht sich mit dem daran stoßenden Garten noch weit in die links abliegende Theaterstraße hinein. Hier der Eingang zum Stadttheater, dessen hintere Räumlichkeiten sich bis an die parallel laufende Friedrichstraße erstrecken. So klein es auch ist — es faßt etwa 770 Personen —, in so bescheidenen Grenzen auch vielfach die dekorative Ausstattung sich halten muß, so hat sich doch diese Bühne unter geschätzter Leitung einen guten Ruf erworben. Der Personalbestand (50) ist verhältnismäßig hoch, in jedem Winterhalbjahr finden durchschnittlich, da wöchentlich fünfmal gespielt wird, 130 Aufführungen statt.

Auf die Theaterstraße folgt im Westen die Friedrichstraße, auf die Schiffgasse die Bauamtsgasse. Zwischen beiden fällt leicht ein stattliches Haus (Nr. 97) auf, das einst dem berühmten Chirurgen von Chelius gehörte. Jetzt ist es Eigentum der Stadt und beherbergt die Städtischen Sammlungen (vergl. Teil I). Sie werden in erster Linie den Kenner Pfälzer und Heidelberger Geschichte interessieren, haben aber auch viel allgemeines Interesse, z. B. in den prähistorischen, römischen und frühdeutschen Altertümern, die in der Umgebung Heidelbergs gefunden sind, den etwa 150 Gemälden, meist niederländischer Meister des 17. und 18. Jahrhunderts, den Frankenthaler Porzellanen, in den zahlreichen Ansichten Heidelbergs und des Schlosses aus den verschiedenen Jahr-

hunderten, von Heidelberger Professoren, in dem Studentenzimmer (Nachlaß der Felix von Handschuhsheim), anderen Heidelbergensien u. a. m. Die Hauptbestandsteile sind die 1879 von der Stadt angekaufte, in den Jahren 1810—1864 zusammengebrachte Sammlung des mehrfach genannten Grafen Graimberg, die nicht minder wertvolle des Rechtsanwalts Alb. Mays (vgl. S. 100), der sie der Stadt testamentarisch vermachte, die aus den Ausgrabungen des Prof. Dr. Pfaff gewonnenen Funde und die von der Familie Posselt gestiftete Gemäldegalerie niederländischer Meister. Die Stadt hat ihr Augenmerk immer darauf gerichtet, das Museum systematisch zu vermehren. Nicht weit davon erhebt sich auf der anderen Seite, unmittelbar von der Hauptstraße aus, der Turm der P r o v i d e n z k i r c h e. Sie wurde unter dem duldsamen Kurfürsten Karl Ludwig 1659—1661 für die Lutherischen, die früher keine Glaubensfreiheit genossen hatten, auf einem Teil des kurfürstlichen Gartens, des „Herrengartens“, zuerst erbaut. Aus der Asche des großen Brandes entstand sie 1717 von neuem, 1738 wurde der Turm hinzugefügt. Das Innere wurde 1885 erneuert, und die Fenster wurden mit den Bildnissen Otto Heinrichs und Karl Friedrichs geschmückt.

Dann zweigen sich rechts der Reihe nach die Bienen-, Karpfen- und Ziegelgasse ab zum J u b i l ä u m s p l a t z. Die Ziegelgasse findet über die Hauptstraße hinweg ihre Fortsetzung in der M ä r z g a s s e (vgl. S. 30). Weiter wandernd erblicken wir links (Nr. 52) ein großes Haus im Barockstil, dessen mittlerer über dem Portal aufsteigender Giebelbau zu beiden Seiten mit Sinnbildern der Kunst, der Jagd, des Kriegs geschmückt ist. Oben in der Höhe steht in einer Nische eine Statue: es ist der Generalleutnant und Obristjägermeister E. F. von Venningen, der das Haus 1707 aus abgesprengten Quadern des „dicken Turmes“ am Schlosse errichten ließ. (Sein pomphaftes Grabdenkmal in der Kirche von Neidenstein vgl. S. 136). Es heißt der „R i e s e“, weil es anfangs des 19. Jahrhunderts vorübergehend ein Gasthaus mit diesem Namen gewesen ist. Jetzt gehört es zur Universität und dient als Quästur, auch einzelne Vorlesungen werden hier abgehalten, hier ist auch das g e o l o g i s c h - p a l ä o n t o l o g i s c h e Institut untergebracht. Ehemals war hier das physikalische Institut, in dem Kirchhoff seine berühmten Untersuchungen begann,

die ihn und Bunsen zur Entdeckung der Spektralanalyse führten.

Auch das gegenüberliegende, hinter hübschen Anlagen zurücktretende umfangreiche Gebäude, das auf dem Boden des ehemaligen Dominikanerklosters erbaut ist, der Friedrichsbau, dient der Universität, und zwar birgt es das mineralogisch-petrographische und das pharmakologische Institut nebst dem Seminar für Mathematik. Hinter dem von der Hauptstraße aus sichtbaren stehen noch zwei weitere Bauten, die Anatomie und das akiurgische Institut. 1875—1876 ist für die Physiologie, die unter Helmholtz ebenfalls im Friedrichsbau untergebracht war, ein neues Institut geschaffen, das unfern dem alten in der nahen, links von der Hauptstraße ziehenden Akademiestraße steht. Sie stößt an das chemische Laboratorium an, dessen wir schon oben gedacht haben (S. 30). Weiter im Westen zweigt sich links von der Hauptstraße die Neugasse ab. Es lohnt sich wohl, hier einzubiegen und bis zur Plöck zu gehen, um auch einmal in diese der Hauptstraße vom Ludwigsplatz ab parallel laufende, von uns manchmal erwähnte enge Straße einen Blick hinein zu werfen. Die Peterskirche, die neue Bibliothek, eine Volksschule, das eigene Haus des „Museums", der ersten Gesellschaft, die englische Kirche, die höhere Mädchenschule mit Mädchen-Realgymnasium (700 Schülerinnen) und Lehrerinnen-Seminar (50 Schülerinnen), zus. 40 Lehrkräfte, ferner das Chemische Laboratorium am Wredeplatz, das Männerarmenhaus, ferner das Diakonissenhaus mit der evangelischen „Kapelle", meist alle schon von uns genannt, liegen in ihr. An der Stelle, wo die Neugasse mündet, erhebt sich das ehemalige katholische Hospital, jetzige Frauenarmen- und Pfründnerinnenhaus, ein mächtiges Bauwerk. Minder ansprechend ist die Fassadenbildung der damit verbundenen katholischen St. Annenkirche, deren Seite in die Nadlerstraße sich erstreckt. Um 1714 sind beide entstanden.

Noch einige Schritte nach Westen, und die vornehm schöne Sophienstraße, die die Friedrichsbrücke mit der Leopoldstraße und dem Stadtgarten verbindet, empfängt uns. Vor uns erblicken wir das neue Zoologische Institut (1893—1894 erbaut), das neben den Arbeits- und Vorlesungsräumen auch die zoologischen Sammlungen (vgl.

Teil I) enthält. Dem zoologischen Institut im Westen benachbart ist das Reichspostgebäude (s. S. 27), im Norden das von einem Garten umgebene Botanische Institut; dieses liegt am Bismarckplatz. Hier findet die Hauptstraße ihr Ende und setzt sich dann weiter in die Bergheimerstraße fort; von hier aus führen die Sophienstraße nach Süden über die Anlagen hinweg in die Gaisbergstraße, die Rohrbacher Straße an Post und Bahnhof vorbei in das Rohrbacher Viertel, auf der anderen Seite leitet die Sophienstraße über die Friedrichsbrücke nach Neuenheim hinüber.

Zwischen Bismarckplatz und dem Neckar erstreckt sich die Sophienstraße entlang der Bismarckgarten, in dessen Anlagen auf rotem Granitsockel die Marmorbüste Bismarcks steht, ein Meisterwerk Donndorfs. 1897 ist sie enthüllt worden. Auch Bismarck ist bei seinen Besuchen überrascht worden durch die Schönheit der Stadt, aber ein näheres Verhältnis hat er zu ihr in seiner Person nicht gehabt.

Der Hauptstraße parallel läuft vom Brückentor aus der 1895 gebaute Neckarstaden, an den sich weiter abwärts die Untere Neckarstraße anschließt. An jenem liegt, nahe der Universität, der Marstall, ein mächtiges Bauwerk aus Rustikaquadern in quadratischer Grundlage, an den vier Ecken mit Rundtürmen, das wahrscheinlich von dem uns wohlbekannten Ludwig V. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts errichtet wurde. Vermutlich diente diese wohlbefestigte Anlage ursprünglich auch als Zollniederlage; denn ehemals wurde ihre Basis von den Wellen des Neckars bespült, so daß die Schiffe unmittelbar an dem Gebäude anlegen konnten. 1550 wird es Zeughaus, dann Marstall genannt. Zwischen 1550—1620 entstand, die ganze Südseite des Quadrats einnehmend, ein palastähnlicher, dreigeschossiger, „wahrhaft königlicher" Renaissancebau. Leider sank er bei der Katastrophe von 1693 in Trümmer. Im Anfang des 19. Jahrhunderts ist an seiner Stelle ein nüchterner Bau im Weinbrennerschen Stile erbaut, die ehemalige Kaserne, der jetzt die städtische Gewerbeschule beherbergt (zirka 700 Schüler und 14 Lehrer).

Im starken Gegensatz zu diesem altehrwürdigen, etwas düsteren Bau steht die

Stadthalle,

die sich nur wenig abwärts am Flußufer eindrucksvoll auf dem Jubiläumsplatz erhebt. (Besichtigung für die Person 50 Pfg., bei mehreren à 10 Pfg., täglich von 10—1, 2—6, im Winter 2—4 Uhr. Führer von F. Duffner.) Sie ist seit 1901 von den Architekten Ebert und Henkenhaf mit einem Aufwand von 1 025 000 Mk. erbaut und im August 1903, als die Universität die Feier ihres hundertjährigen Bestehens unter badischer Herrschaft beging, eingeweiht worden. Auch hier entwickeln sich die Formen der deutschen Renaissance, ähnlich wie beim Friedrichsbau. Die Halle steht frei nach allen Seiten, mit vier Fassaden, deren jede in ihrer Art gefällig ist. Unter geschickter Verwendung der Stilgrundformen und unter vortrefflicher Ausgestaltung der durch die innere Struktur gegebenen Motive ist eine lebendige, stets wechselnde und von einander unabhängige Profilierung erzielt. Die Hauptfassade liegt nach Westen. Zwischen zwei Treppentürmen springt eine Art Apsis heraus, deren Gesims von den Masken der berühmten Heidelberger Physiker Helmholtz, Bunsen und Kirchhoff geziert ist. Ihr vorgelagert ist ein breiter Altan als Portalbau mit Steinbalustrade, zwei Pylonentürmchen und zwischen ihnen eine dekorative Uhrgruppe. Aus der Spannung des Portalbogens grüßt Heidelberga herab. Die Wandflächen werden belebt von den Emblemen des Theaters und der Musik, sowie zwei Votivtafeln. In der ruhig und einfach gehaltenen Südfassade ist der Mittelbau schwach ausgebuchtet, es ist die Apsis des großen Saales, und dementsprechend zeigt der architektonische Schmuck auch hier Embleme des Theaters und der Musik, ferner die Porträtköpfe von Liszt, Mozart, Bach, Wagner, Beethoven. Auf dem anstoßenden linken Seitenflügel sind die Professoren Vangerow, Kußmaul und Bluntschli, auf dem rechten Prof. Mittermaier, Alb. Mays (S. 100, 103 und der Pfälzer Dichter Nadler (S. 29) dargestellt. In einem Halbrundturm biegt die Süd- zur Ostfassade um, in gleicher Weise ist die entgegengesetzte Nordostecke gehalten. Hier kommt Scheffel zu Ehren, am linken Rundturm ist am Gesimsfries der erste Vers des Heidelberger Lokalliedes eingehauen; der Dichter nebst seinen poetischen Gestalten, dem Rodensteiner, Perkeo und dem Trompeter, illustrieren ihn, am rechten folgt in gleicher Weise der zweite Vers, durch bekannte Heidelberger Personen illustriert, unter ihnen durch den berühmten Historiker und Politiker L. Häusser. Auch zu dem weiteren figürlichen Schmuck ähnlicher Art an der Nordfassade, ebenso wie zu der Heidelberga und den Karyatiden an der Westfassade sind die Modelle von Lebenden aus Heidelberg selbst entnommen. Man beachte auch die vier humorvollen Steinreliefs unter den Fenstern der Treppentürme, einen Koch und eine Kellnerin, einen diskret öffnenden Portier und einen aus Scheffels Liedern bekannten Seevogel, die symbolisch den Zweck der dahinter

liegenden Räumlichkeiten andeuten. Die ganze Mitte der Ostfassade wird durch eine große Säulenhalle und einen darauf ruhenden Balkon eingenommen; die Hermen Bismarcks und Moltkes schmücken in Nischen seinen Hintergrund, unten führt eine breite Freitreppe in die Wirtschaftsräume. Am imposantesten wirkt natürlich die gegen den Neckar stehende Nordfassade, deren Mittelbau wiederum einen auf sechs Säulen ruhenden Altan darstellt; unter ihm führen breite Treppen in den großen Saal. Ein prunkvoller Giebel gibt der ganzen Front eine edle, stolze Krönung. Nymphengestalten haben auf dieser Wasserfassade sinnreiche Verwendung gefunden. Die Pilaster für den Seitenflügel sind hier, wie auf der Südfassade, mit den Wappen badischer Städte geschmückt.

Diese Fassaden, in denen Kraft und Anmut, Ernst und Humor vereinigt sind, schließen die heitersten Festräume ein, die man sich denken kann. Durch das Hauptportal an der Westseite treten wir in das Innere ein, in den Kassenraum; die halbrunden Kachelbilder zu beiden Seiten sind nach den Entwürfen des Kunstmalers Bartels gebrannt und bedeuten Musik und Wissenschaft. Dann folgt das geräumige Vestibül, in dem uns zuerst die Marmorbüste Großherzogs Friedrichs I. begrüßt.

Unter den Stuckdekorationen fällt das riesige, von Landsknechten gehaltene Stadtwappen an der Decke auf, ferner zwei Karyatiden in bewegter Stellung. Abwärts geht es zur Kleiderablage, aufwärts in den Vorsaal und dann durch drei breite Schiebetüren in den großen Konzert- und Festsaal voll Harmonie und Schönheit, der in drei Schiffen 830 Quadratmeter Grundfläche deckt und den ganzen Mittelbau der Stadthalle einnimmt. Graue Marmorsäulen tragen auf drei Seiten eine breite Empore mit vornehmer Brüstung; auf den zwei Längsseiten erhebt sich darüber noch eine Galerie, von roten Marmorsäulen gestützt. Die Saalhöhe ist 15 m, die Decke von außerordentlich kühnen Spannungen getragen. Der Grundton der Wände ist mattrosa. Friese aus vergoldetem Stuck auf blauem Grund bilden mehrere Kassetten, deren größte in der höchsten Spannung der Oberbeleuchtung dient. Reichsadler mit der Flügelspannweite von 6 m zieren die Gewölbekappen, stilisierte Löwen mit dem badischen Wappen die Fensterkappen. Die Südseite wird von der Musiknische mit dem Podium und Orgel eingenommen. Beide bilden die größte Merkwürdigkeit der Stadthalle, da etwas Aehnliches in dieser Konstruktion bis jetzt nicht wieder existiert. Das Podium (130 Quadratmeter) besteht aus vier Etagen, von denen jede versenkbar ist und leicht in wenigen Augenblicken in jeder gewünschten Höhe eingestellt werden kann. Dadurch können Chöre und Orchester unsichtbar gemacht werden, um feinere akustische Feinheiten zu erzielen. Ferner kann das Podium auch als Bühne eingerichtet werden. Die Orgel dürfte zu den größten und interessantesten Konzertorgeln Deutschlands zählen. Sie ist

zu vier Manualen und Pedal mit 64 klingenden Registern angelegt. Der Spieltisch kann an jedem beliebigen Orte aufgestellt werden. Er ist durch ein Kabel mit dem Pfeifenkörper (insgesamt 4394 Pfeifen) verbunden. Die Registrierung, das Crescendo und Decrescendo in verschiedener Art geschieht durch elektrische Kraft. Die Gebläseanlage wird durch einen elektrisch angetriebenen Ventilator gespeist. — Das Treppenhaus am S.-W.-Turm, geziert durch ein riesiges Kachelbild, eine Nachbildung des Gemäldes von F. Dietz: „Die Zerstörung Heidelbergs 1689" durch Melac (Original in Karlsruhe), führt uns hinauf zur Empore des Saales und in den Kammermusiksaal über dem Hauptvestibül. Er ist halbrund abgeschlossen mit geräumiger Konika, 8 m hoch und bedeckt 225 Quadratmeter. Die polygonal abfallende Decke zeigt in den einzelnen Feldern Architekturmalerei von Bartels, die Medaillons am Fries wollen darauf hinweisen, daß der Saal auch für die Abhaltung von Vorträgen bestimmt ist. Kindergruppen musizieren über den Relieffriesen. Vier überlebensgroße Büsten, von dem Bildhauer Comel modelliert, stellen die Kurfürsten Ruprecht und Karl Ludwig von der Pfalz, die Großherzöge Karl Friedrich und Friedrich I. von Baden dar, die aus der Geschichte der Universität uns wohlbekannt sind. Wichtige Momente aus ihr bringen auch die Gemälde von Wilhelm Trübner über den Heizkörpern zur Anschauung. Auf dem einen bewillkommnet die Stadt den Großherzog Karl Friedrich 1803 am ehemaligen Mannheimer Tor, auf dem anderen begrüßt Großherzog Friedrich den zum Universitätsjubiläum 1886 erschienenen damaligen Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, am Eingang der Heilig-Geistkirche. Auf den Pfeilern neben der Musiknische stehen zwei Bronzestatuen, „Heidelberga" und „Frau Musika", in den Zwickeln der großen Lünette erkennen wir die Schloßruinen von Heidelberg und Baden, von dem Landschaftsmaler Man. Wielandt gemalt. Mit dem Saal steht das in feinster Eleganz ausgestattete Fürstenzimmer in Verbindung, im Westen auch der oben erwähnte Altan, der den Blick über den Jubiläumsplatz neckarabwärts und auf die Rheinebene eröffnet. Weit großartiger jedoch ist die Aussicht, nämlich über den Fluß, das Tal und den jenseitigen steilen Heiligenberg, vom Nordbalkon, auf den man von der Empore des großen Saales hinaustritt.

Im Dachgeschoß des Westflügels liegen die Räume, zwei Oberlichtsäle und zwei Nordlichtkabinette, in denen der Kunstverein seine Ausstellungen veranstaltet (vergleiche Teil I).

Der Ostflügel der Stadthalle ist der Geselligkeit gewidmet. Im Erdgeschoß liegt die Wirtschaft, deren Hauptraum durch sechs von vier Säulen getragene Kreuzgewölbe überdacht ist. Drei Gemälde von H. Hoffmann schmücken über den Verbindungstüren zum großen Saal die Wand, die Heidelberg und Umgebung in der Vergangenheit darstellen. Auf dem ersten erblicken wir den

Wolfsbrunnen, wo im 17. Jahrhundert der kurfürstliche Hof sich gern in ländlichen Festen ergötzte. In dieselbe Zeit versetzt uns das mittlere Bild von Heidelberg mit dem Schloß im Vordergrunde, die Kopie eines Gemäldes von Berckheyde, ebenso das dritte, mit dem ehemaligen adligen Fräuleinstift Neuburg. Ueber den Eingangstüren erinnern die Oelgemälde von Krecker an Scheffels „Enderle von Ketsch", Scheffelsche Motive haben auch an den Decken humoristische Verwendung gefunden. Die Wandbrüstungen bringen in Tonintarsien Bilder alter Kurfürsten, in dem Nebenzimmer Ansichten vom Schloß. Der Wirtschaftsraum vermag 400—450 Personen aufzunehmen. An die Empore des großen Saales schließt sich im Osten der Ballsaal an. Der ganze Saal, getaucht in strahlendes Weiß und Gold, atmet Licht, Leben, Heiterkeit und Freude, ein echter Tempel der Terpsichore. Fünfzig tanzende Paare auf einmal können hier ihrem Vergnügen huldigen. Karyatiden, reizende Stuckornamente in Barockformen, entzückende Proportareliefs, „Hochzeitszug und Hochzeitsfeier" darstellend, bilden den Schmuck der Wände, vor allem aber in der großen südlichen Lünette der „Sommertagszug" von Kley, ein echtes Bild Heidelberger Volkslebens (vgl. S. 24). Weiter gegen Osten liegt ein Saal mit dem Ausgang nach dem Ostbalkon, von dem man die dritte malerische Aussicht genießt: auf das Neckartal, Schloß und Königstuhl. Auch dieser Saal ist künstlerisch fein ausgestattet. Die oberen Fenster führen in Glasmalereien wieder Bilder aus Alt-Heidelberg vor und das des Professors Seb. Münster. Das Nähere ergeben die Inschriften. Vier Porträts von Guido Schmidt schauen von den Wänden herab: R. W. Bunsen (vgl. S. 30) und Graf Graimberg (vgl. S. 40, 74, 82, 103), die früheren Oberbürgermeister Speyerer und Dr. Wilckens; auf den Gemälden an der Westseite, von C. Weyßer, erblicken wir den Marktplatz der Stadt und die Karl Theodorsbrücke.

Die Schiebetüren der ganzen Festhalle sind so eingerichtet, daß man im Saal von dem Geräusch des Wirtschaftslebens nichts hören kann; andererseits aber können sie leicht in die Wandpfeiler eingeschoben werden, wodurch sämtliche Säle miteinander verbunden werden. So entsteht ein Festraum größter Art, in dem 5000 Personen Platz finden, also die größten Festlichkeiten aller Art veranstaltet werden können. Auf diese Weise ist die Stadt Heidelberg imstande, allen Ansprüchen, die an sie als eine der meistbesuchten Fremden- und Kongreßstädte, als eine der bedeutendsten Musikstätten Deutschlands gestellt werden können, gerecht zu werden. Stolz darf sie sich mit diesem herrlichen Bauwerk selbst neben Großstädte stellen. —

In der Unteren Neckarstraße befindet sich das Städtische subventionierte Konservatorium für Musik (Zweigstellen Bergstraße 42, Rohrbacher Straße 53 und Wiesloch: 53 Klassen mit etwa 300 Schülern und Schülerinnen und 23 Lehrkräften). Weiter abwärts erhebt sich der 1891—1893

erstandene Bau des Gymnasiums, das 1546 gegründet ist (etwa 475 Schüler, darunter 30 Mädchen, und 28 Lehrer).

e) Neuenheim und Handschuhsheim.

Wir treten auf die nahe Friedrichsbrücke, die 1877 eingeweiht ist. Welche Gegensätze hier in der Aussicht! Gen Westen breitet sich die Ebene aus, wie ein holländisches Landschaftsbild liegt sie vor uns; nach Osten aber gleitet der Blick über den breiter und ruhiger gewordenen Fluß ins enge Tal hinauf, zu der reizenden Silhouette der Stadt, zum Schloß, zu den waldigen Bergen empor. Und immer schöner wird der Blick, wenn wir nun auf die andere Seite des Flusses auf der Neuenheimer Landstraße aufwärts schreiten. Nahe der Karl Theodorsbrücke liegt Dr. Holzbergs Privatrealgymnasium bis O II, Heidelberger Colleg (vorläufig 40 Schüler und 10 Lehrkräfte).

Wir sind hier im Stadtteil **Neuenheim,** wo wir kurz schon einmal geweilt haben (S. 89). Auch hier am Ufer eine Villa neben der anderen, auch hier steigen sie schon den Hang des Heiligenberges empor, zwischen ihnen leider recht aufdringlich das hohe Gebäude des Physikalischen und Radiologischen Instituts.

Die Neuenheimer Landstraße findet ihre Fortsetzung jenseits der Friedrichsbrücke in der Uferstraße. An ihr tummeln sich im Sommer auf grüner Wiese die Knaben der Oberrealschule; weiterhin liegt die Schlittschuhbahn.

Die belebteste Straße Neuenheims, die Brückenstraße, leitet geradeaus von der Brücke nach Handschuhsheim und zur Handschuhsheimer Landstraße hinaus. Eng an den Abhang des Heiligenberges schmiegt sich die Bergstraße an, an ihr und der Brückenstraße liegt der Mönchhofplatz, weiter im Westen laufen Luther-, Werder-, Kepler- und Helmholtzstraße parallel.

Nach Norden zu folgen gleichlaufend die Ladenburger-, Schröder-, Mönchhof-, Weber- und Moltke-, Roon-, Blumentalstraße u. a. In dieser steht das stattliche, monumental wirkende Gebäude des Lehrerseminars (besucht von etwa 270 Seminaristen, von denen etwa 150 im Internat wohnten, und 22 Lehrer). Nahe dabei der neue Zentralfriedhof mit dem Militärfriedhof, auf dem bereits 400 Helden des Krieges begraben liegen. Die Mönchhofstraße, in der das schmucke Gebäude der Volksschule nicht unerwähnt bleiben darf, hat ihren Namen von dem großen Wirtschaftsgute, des ehemaligen Klosters Schönau im Odenwald. Die Lutherstraße wurde so benannt, weil Luther 1518 in dem jetzt abgerissenen „Lutherhause“ gewohnt haben soll.

Nur einige bescheidene Bauernhäuser erinnern noch an das ehemalige Dorf; die alte, 1137 gegründete Kirche, die sich schon lange scheu vor den stolzen Gebäuden der Neuzeit ringsum zu verstecken schien, ist abgerissen, nur

der gotische Turm steht noch da und träumt verlassen von ferner Vergangenheit. Zwei stolzere Schwestern sind emporgewachsen, die evangelische Johanneskirche und die katholische Rafaelskirche. Jene, eine Zentralanlage mit vier Kreuzarmen in den Formen der Frühgotik, ist 1902, diese im romanischen Basilikastil ist 1904 eingeweiht. Beide Türme haben den Reiz des Landschaftsbildes wesentlich erhöht.

Der Uebergang von Neuenheim nach dem 1903 eingemeindeten **Handschuhsheim** ist fast schon nicht mehr merklich; denn mit ihren Villen grenzen sie schon aneinander. Jedoch nur an dieser Südseite hat es seinen Dorfcharakter abgestreift, weiter nach Norden tritt es uns mit seinen Häusern und Gassen noch in seiner ganzen ursprünglichen Schlichtheit entgegen. Es war eine große Gemeinde, die sich an dem Westabhang des Heiligenberges und noch weit ins Siebenmühltal hinein erstreckt und rund 3900 Einwohner zählte, meist betriebsame Bauern, die sich verhältnismäßig großer Wohlhabenheit erfreuen. Wie an der ganzen Bergstraße, ist auch hier die Kirschenernte von hoher Bedeutung, in mittleren Erntejahren wird ihr Erlös auf durchschnittlich 150 000 Mk. geschätzt. Händler aus Hamburg und anderen Städten erscheinen zu ihrem Ankauf oft bereits Ende Mai.

Handschuhsheim, ein sehr altes Dorf, das ebenfalls unter den ersten im Lorscher Urkundenbuch erwähnt wird, gehörte früher zur Herrschaft Schauenburg, die ihre Gewalt vom Kloster Lorsch zu Lehen trug. Das Ministerialengeschlecht, das sich dann hier ansiedelte und nach dem Ort benannte, hatte keine Gewalt über das Dorf. Von der ältesten Burg ist keine Spur mehr erhalten; im 16. Jahrhundert erbaute es sich einen neuen Sitz im Dorfe selbst, woselbst die Ruinen, im Garten etwas versteckt, sich noch finden. Es war eine Tief- und Wasserburg und typisch für den Charakter spätmittelalterlicher Burgen. Der Letzte des Geschlechts, Johann, ein Jüngling von 17 Jahren, fand am 31. Dezember 1600 infolge eines Duells mit Friedrich von Hirschhorn ein trauriges Ende.

So wenig sonst Handschuhsheim an Sehenswürdigkeiten bietet, den Besuch der kleinen gotischen, äußerlich unscheinbaren Dorfkirche sollte man nicht versäumen. Man wird durch den Anblick der Grabdenkmäler im Innern aufs höchste überrascht werden. Sehr interessant schon ist das gotische Doppelgrabmal des Diether von Handschuhsheim († 1481) und seiner Frau Margarete von Frankenstein († 1483), die beide kniend dargestellt sind. Renaissanceepitaphien stehen im Chor, lebensgroße Figuren der Letzten des Geschlechtes. Ein hohes Kunstwerk jedoch ist das Grabmal von Hans von Ingelheim († 1505) und seiner Frau Margarete von Handschuhsheim († 1500), das das jugendlich kraftvolle Element der Renaissance mit der Innigkeit und Empfindung der Gotik vereinigt. Die freibewegte Haltung des Mannes, sein männlich energischer Gesichts-

zug, der herrliche Faltenwurf des Frauengewandes und vieles andere deuten auf einen höchst bedeutenden, leider nicht bekannten Künstler hin.

Die Kirche, die früher beiden Bekenntnissen diente, ist jetzt den Katholiken überlassen worden, während die Evangelischen sich in der Mitte des Stadtteils eine neue in modernisierter Gotik erbaut haben, mit der Pfarrhaus und Konfirmandensaal zu einer Gruppe architektonisch verbunden sind.

f) Das Bergheimer Viertel.

Dieser Stadtteil erhält seinen Charakter einmal durch die Universitätskliniken, ferner durch mehrere Fabriken. Wesentliche Einbuße erleidet er auch durch den Betrieb der Nebenbahn Weinheim—Heidelberg—Mannheim, die durch Neuenheim hindurch über die Friedrichsbrücke und die ganze Bergheimerstraße entlang führt. Aber wenigstens die zahlreichen Porphyrschotterzüge von ehedem fahren jetzt einen anderen Weg.

In der Hauptsache besteht er aus der Bergheimerstraße (S. 105), von der sich draußen die Eppelheimer Landstraße abzweigt und der die Fortsetzung der Unteren Neckarstraße parallel läuft.

Die Luisenstraße führt rechts von der Bergheimerstraße zur Orthopädischen Klinik und zur Luisenheilanstalt, einer Kinderklinik und dem Pavillon für ansteckende Krankheiten. Dann folgt der eigentliche, ein bedeutendes Areal einnehmende Komplex der Universitätskliniken, zu dem der Haupteingang durch die Hospitalstraße zu erreichen ist. An der Bergheimerstraße selbst steht die Augenklinik, 1878 bezogen; dahinter erheben sich die Baracken und Pavillons, das Verwaltungsgebäude, der große Operationssaal usw. der Chirurgischen Klinik, damit verbunden ist auch das Zahnärztliche Institut. Noch weiter im Hintergrund liegt das pathologisch-anatomische Institut. Westlich davon erstrecken sich die Pavillons und Baracken, sowie der Hörsaal der medizinischen Klinik, ferner der Verwaltungsbau mit der Apotheke, Küche, Maschinenhaus und Waschhaus, Eiskeller und Desinfektionshaus, endlich das Institut für operative Krebsforschung, das erste seiner Art („Samariterhaus"). Jenseits von ihnen

liegt das Hygienische Institut und noch weiter nach Westen die große Irrenklinik. An der Ecke der Voß- und Thibautstraße befindet sich die Frauenklinik, an der Ecke der Thibaut- und Bergheimerstraße die Ohrenklinik. Parallel der Thibautstraße läuft weiter die Gartenstraße, von der ab bis zur Mühlstraße der große Botanische Garten (vgl. Teil I) sich erstreckt, der fast immer geöffnet ist.

Auf der anderen Seite der Bergheimerstraße (Nr. 45) liegt das neue, große Städtische Hallenbad, welches das ganze Jahr über geöffnet ist. Es birgt zwei Schwimmbäder für Männer und Frauen mit 220 Quadratmetern und 120 Quadratmetern Wasserfläche, verabfolgt auch sonst Bäder aller Art und ist zugleich so vornehm eingerichtet, daß die Heidelberger mit Recht darauf stolz sind. Es kann Fremden selbst als eine Sehenswürdigkeit empfohlen werden.

Südlich vom Botanischen Garten, zwischen der Eppelheimer Landstraße und der Eisenbahn, liegt das städt. Gaswerk und nahe dabei das städt. Elektrizitätswerk. Am Ende der Bergheimerstraße und der Eppelheimer Landstraße bildet der Zentral-Schlacht- und Viehhof den westlichen Abschluß der Stadt.

Wie auf diesem Boden im Laufe der Jahrhunderte in abwechslungsreicher Reihe seit der jüngeren Steinzeit eine Kultur der anderen Platz gemacht hat, ist oben bereits gesagt worden (s. S. 1 ff.). Die Fundamente der Kirche des alten Dorfes Bergheim wurden nahe der Kreuzung von Vangerow- und Thibautstraße aufgedeckt (s. S. 3, 6).

g) Das Rohrbacher Viertel.

Im Gegensatz zu der geräuschvollen eigentlichen Stadt und dem Bergheimer Viertel zeichnet sich das Rohrbacher Viertel durch vornehme Ruhe aus. In geraden Linien kreuzen sich hier die Straßen; die meist eleganten Häuser, darunter prachtvolle, modern stilisierte Bauten, sind in Villenart mit freundlichen Vorgärtchen versehen. Das Geschäftsleben macht sich hier nur wenig geltend, wenn auch die eine oder andere Fabrik sich findet, Privatleute, Beamte, Professoren u. a. haben sich hier ihr stilles Heim gegründet.

Die wichtigste Straße ist die Rohrbacherstraße, durch die auch die elektrische Stadtbahn und die nach Wies-

loch führende elektrische Bahn gelegt sind. Im Osten zieht ihr unmittelbar am Fuße des Berges die Gaisbergstraße parallel, von deren Häusern die Berggärten in Terrassen nach oben steigen, im Westen der Reihe nach die Häusser-, Landhaus-, Kleinschmidt-, Römer- und Hildastraße. Von der Römerstraße führt eine Verbindung über den Bahnhofskörper hin zum Bergheimer Viertel.

Gekreuzt werden diese Straßen von Norden nach Süden durch die Bahnhof- und Riedstraße, die Bunsenstraße, die Neuschulhaus- und Blumenstraße, dann durch die Kaiser-, Wilhelm-, Schlosser-, Zähringer-, Treitschke- und Kronprinzenstraße.

Von der Kaiser-, Wilhelm- und Kleinschmidtstraße umgrenzt ist der Wilhelmsplatz. Ihm gegenüber erhebt sich im Norden, nahe der neuen, großen Volksschule, die jüngst erbaute, zweitürmige katholische Bonifatiuskirche, deren Grundriß und Formensprache romanisch sind. Sie zeigt ein basilikales Langhaus, Querschiff mit Dachreiter, reichen Chor, zwei Conchen und Sakristei.

An der Ecke der Römer- und Zähringerstraße ragt mit ihrem hohen Turm die gleichfalls neue protestantische Christuskirche empor. Sie stellt eine zweischiffige Anlage dar, ein nach Norden gerichtetes Hauptschiff und ein westlich anstoßendes Seitenschiff mit südlich anstoßendem Glockenturm. Der Stil läßt sich als „moderne Renaissance" charakterisieren. Durch beide Kirchen wird das Profil dieses Stadtteils glücklich belebt. Schließlich erwähnen wir noch zwischen Landhaus- und Häusserstraße das St. Josephshaus für chirurgische, Frauen- und innere Krankheiten, das durch die Kongregation der barmherzigen Schwestern vom heil. Vincenz von Paula gegründet worden ist, das ihm benachbarte Militärlazarett, das ebenfalls nahe Bethaus der Methodistengemeinde und das Landfriedstift in der Kronprinzenstraße.

Wenn auch das Durchwandern des Rohrbacher Viertels für einen Fremden, der sich nicht ganz genau mit Heidelberg bekannt machen will, kaum sehr anzuraten ist, denn schließlich hat es vor anderen modernen Vororten nichts voraus, so wird doch sicher der Besuch des Friedhofes, der sich am Ende der Rohrbacher- und Gaisbergstraße den sonnigen Berghang hinanzieht, vielen einen tiefen, stimmungsvollen Eindruck hinterlassen. Ueber die ernsten, von Zypressen beschatteten Gräber schweift der Blick hinweg in das weite, lichtvolle Landschaftsbild der Ebene hinaus, und wenn man nachdenklich von Grab zu Grab wandert und dort auf den schönen, dann und wann mit Büsten und Reliefs geschmückten Denkmälern Namen liest, wie Joh. Heinrich Voß, Thibaut, L. Häusser, Köchly, Bluntschli, Mittermaier, Schlosser, Creuzer, Paulus, von Chelius, Gervinus, von Vangerow, Holtzmann, Hitzig, Winkelmann, Holsten,

Viktor Meyer, Robert Bunsen, Erw. Rohde, Georg Meyer, B. Erdmannsdörffer, Zangemeister, Osthoff, K. Fischer, Hausrath, Merx, Alb. Dieterich und so vieler anderer Ritter vom Geist, deren Licht von Heidelberg ausgestrahlt ist, dann fliegen die Gedanken aus dem Zypressenhain hinaus in ferne, ferne Weiten, und man meint nicht unter Toten zu wandeln. Ob es wohl noch einen so einzig schön gelegenen Friedhof gibt wie diesen Heidelberger campo santo?



HÖHENTAFEL D. HEIDELB. UMGEBUNG UND DES ODENWALDES.

m.

NEUNKIRCHER HÖHE
KATZENBUCKEL

600

SEIDENB. HÖHE
HARDBERG
KÖNIGSSTUHL (TURMSPITZE)
TROMM
HOHE WARTE

KRÄHENBERG
FALKENBERG
WEISSERSTEIN
KÖNIGSSTUHL u. STERNWARTE

550

MALCHEN
FELSBERG
EULBACH
LÄRMFEUER
EICHELBERG
LEOPOLDSTEIN

500

NEUNKIRCHEN
SCHLOSSAU
AUERHAHNKOPF
HAINHAUS
WILDENBURG
ÖLBERG
HEILIGENBERG
3 EICHEN

450

SITZBUCHE
HEIDENKNÖRZEL
KOHLHOF
BISMARCKSHÖHE
LINDENFELS
BEERFELDEN
OCHSENKOPF

400

FRANKENSTEIN
OTZBERG
MÜNCHEL
HEILIG-BG AUSSICHTS TURM
GAISBERG

350

TANNENBERG
AUERBACHER SCHL
WALDMICHELBACH
DILSBERG
BREUBERG
RODENSTEIN

300

LICHTENBERG
STARKENBURG
SCHAUENBURG
MOLKENKUR u. SPEIRERSHOF
GAIBERG
BIERHELDERHOF

250

MINNEBURG
WIMPFEN A.B.
MICHELSTADT-ERBACH
STRAHLENBURG
HEID. SCHLOSS

200

SCHWALBENNEST
JUGENHEIM
AMORBACH
MOSBACH

150

DARMSTADT
EBERBACH
WEINHEIM
HEIDELBERG

100



IV. Teil.

Die Umgebung.

Das Wandern wird einem in Heidelberg wahrlich nicht schwer gemacht; fallen doch die Wälder fast über Heidelbergs Dächer herab, tritt man doch aus den Straßen hinaus fast unmittelbar in den Schatten der Bäume, in dem man bequem in die luftigeren Regionen und zu den schönsten Aussichten gelangt. Die Bergbahn führt zur Molkenkur und zum Königstuhl, Lokalbahnen ins Neckartal und zur Bergstraße, die größeren Staatsbahnen zur nördlichen Bergstraße, in das obere Neckartal, in den Odenwald. Wie der Gemeinnützige Verein in der nächsten Umgebung der Stadt für ein sicheres Zurechtfinden und bequemes Genießen der Landschaft sorgt, so wirkt der Odenwaldklub in weiteren Entfernungen. Das ganze Gebirge ist mit einem wohlerwogenen System farbiger Markierungslinien überzogen, die den Wanderer leicht zurechtweisen, Aussichtstürme sind errichtet usw.

Karten und Führer: Plan der Stadt Heidelberg und seiner Waldungen, vom Städtischen Vermessungsamt 1:10 000; Plan des Heidelberger Stadtwaldes, herausgegeben von Otto Peters 1:16 000; Karte mit Erläuterung der farbig bezeichneten Touristenwege im Odenwald, Bergstraße und Neckartal. 12. Auflage, Darmstadt 1913. Jul. Ruska, Geolog. Streifzüge durch Heidelbergs Umgebung, 1908. Topogr. Karten 1:25 000, 1:50 000, 1:100 000. Windhaus, Führer durch den Odenwald, Bergstraße und Neckartal, 12. Auflage, von Ed. Anthes, 1915. Th. Lorentzen, Der Odenwald in Wort und Bild, 2. Auflage, 1904.

a) Der Königstuhl.

Der Königstuhl (vgl. Teil I) ist ein von dem übrigen Odenwalde durch den Neckar getrenntes, kleines Gebirge für sich. Seine Höhe beträgt an der Spitze 569 m, in seinem westlichen Ausläufer, dem Gaisberg, 375 m, in

loch führende elektrische Bahn gelegt sind. Im Osten zieht ihr unmittelbar am Fuße des Berges die Gaisbergstraße parallel, von deren Häusern die Berggärten in Terrassen nach oben steigen, im Westen der Reihe nach die Häusser-, Landhaus-, Kleinschmidt-, Römer- und Hildastraße. Von der Römerstraße führt eine Verbindung über den Bahnhofskörper hin zum Bergheimer Viertel.

Gekreuzt werden diese Straßen von Norden nach Süden durch die Bahnhof- und Riedstraße, die Bunsenstraße, die Neuschulhaus- und Blumenstraße, dann durch die Kaiser-, Wilhelm-, Schlosser-, Zähringer-, Treitschke- und Kronprinzenstraße.

Von der Kaiser-, Wilhelm- und Kleinschmidtstraße umgrenzt ist der Wilhelmsplatz. Ihm gegenüber erhebt sich im Norden, nahe der neuen, großen Volksschule, die jüngst erbaute, zweitürmige katholische Bonifatiuskirche, deren Grundriß und Formensprache romanisch sind. Sie zeigt ein basilikales Langhaus, Querschiff mit Dachreiter, reichen Chor, zwei Conchen und Sakristei.

An der Ecke der Römer- und Zähringerstraße ragt mit ihrem hohen Turm die gleichfalls neue protestantische Christuskirche empor. Sie stellt eine zweischiffige Anlage dar, ein nach Norden gerichtetes Hauptschiff und ein westlich anstoßendes Seitenschiff mit südlich anstoßendem Glockenturm. Der Stil läßt sich als „moderne Renaissance" charakterisieren. Durch beide Kirchen wird das Profil dieses Stadtteils glücklich belebt. Schließlich erwähnen wir noch zwischen Landhaus- und Häusserstraße das St. Josephshaus für chirurgische, Frauen- und innere Krankheiten, das durch die Kongregation der barmherzigen Schwestern vom heil. Vincenz von Paula gegründet worden ist, das ihm benachbarte Militärlazarett, das ebenfalls nahe Bethaus der Methodistengemeinde und das Landfriedstift in der Kronprinzenstraße.

Wenn auch das Durchwandern des Rohrbacher Viertels für einen Fremden, der sich nicht ganz genau mit Heidelberg bekannt machen will, kaum sehr anzuraten ist, denn schließlich hat es vor anderen modernen Vororten nichts voraus, so wird doch sicher der Besuch des Friedhofes, der sich am Ende der Rohrbacher- und Gaisbergstraße den sonnigen Berghang hinanzieht, vielen einen tiefen, stimmungsvollen Eindruck hinterlassen. Ueber die ernsten, von Zypressen beschatteten Gräber schweift der Blick hinweg in das weite, lichtvolle Landschaftsbild der Ebene hinaus, und wenn man nachdenklich von Grab zu Grab wandert und dort auf den schönen, dann und wann mit Büsten und Reliefs geschmückten Denkmälern Namen liest, wie Joh. Heinrich Voß, Thibaut, L. Häusser, Köchly, Bluntschli, Mittermaier, Schlosser, Creuzer, Paulus, von Chelius, Gervinus, von Vangerow, Holtzmann, Hitzig, Winkelmann, Holsten,

Viktor Meyer, Robert Bunsen, Erw. Rohde, Georg Meyer. B. Erdmannsdörffer, Zangemeister, Osthoff, K. Fischer, Hausrath, Merx, Alb. Dieterich und so vieler anderer Ritter vom Geist, deren Licht von Heidelberg ausgestrahlt ist, dann fliegen die Gedanken aus dem Zypressenhain hinaus in ferne, ferne Weiten, und man meint nicht unter Toten zu wandeln. Ob es wohl noch einen so einzig schön gelegenen Friedhof gibt wie diesen Heidelberger campo santo?



HÖHENTAFEL D. HEIDELB. UMGEBUNG UND DES ODENWALDES.

NEUNKIRCHER HÖHE
KATZENBUCKEL

m.
600
SEIDENB. HÖHE
HARDBERG
KÖNIGSSTUHL (TURMSPITZE)
TROMM
HOHE WARTE
KRÄHENBERG
FALKENBERG
WEISSERSTEIN
KÖNIGSSTUHL „ STERNWARTE
550
MALCHEN
FELSBERG
EICHELBERG
LEOPOLDSTEIN
EULBACH
LÄRMFEUER
NEUNKIRCHEN
SCHLOSSAU
500
AUERHAHNKOPF
HAINHAUS
WILDENBURG
ÖLBERG
HEILIGENBERG
3 EICHEN
450
SITZBUCHE
HEIDENKNÖRZEL
KOHLHOF
BISMARCKSHÖHE
LINDENFELS
BEERFELDEN
OCHSENKOPF
NECKAR
FRANKENSTEIN
400
OTZBERG
MÜNCHEL
HEILIG BG AUSSICHTS TURM
GAISBERG
350
TANNENBERG
AUERBACHER SCHL
WALDMICHELBACH
DILSBERG
BREUBERG
RODENSTEIN
300
LICHTENBERG
STARKENBURG
SCHAUENBURG
MOLKENKUR „ SPEIRERSHOF
GAIBERG
BIERHELDERHOF
250
MINNEBURG
MICHELSTADT-ERBACH
WIMPFEN A.B.
STRAHLENBURG
HEID. SCHLOSS
200
SCHWALBENNEST
JUGENHEIM
AMORBACH
MOSBACH
DARMSTADT
150
EBERBACH
WEINHEIM
HEIDELBERG
100



IV. Teil.

Die Umgebung.

Das Wandern wird einem in Heidelberg wahrlich nicht schwer gemacht; fallen doch die Wälder fast über Heidelbergs Dächer herab, tritt man doch aus den Straßen hinaus fast unmittelbar in den Schatten der Bäume, in dem man bequem in die luftigeren Regionen und zu den schönsten Aussichten gelangt. Die Bergbahn führt zur Molkenkur und zum Königstuhl, Lokalbahnen ins Neckartal und zur Bergstraße, die größeren Staatsbahnen zur nördlichen Bergstraße, in das obere Neckartal, in den Odenwald. Wie der Gemeinnützige Verein in der nächsten Umgebung der Stadt für ein sicheres Zurechtfinden und bequemes Genießen der Landschaft sorgt, so wirkt der Odenwaldklub in weiteren Entfernungen. Das ganze Gebirge ist mit einem wohlerwogenen System farbiger Markierungslinien überzogen, die den Wanderer leicht zurechtweisen, Aussichtstürme sind errichtet usw.

Karten und Führer: Plan der Stadt Heidelberg und seiner Waldungen, vom Städtischen Vermessungsamt 1:10 000; Plan des Heidelberger Stadtwaldes, herausgegeben von Otto Peters 1:16 000; Karte mit Erläuterung der farbig bezeichneten Touristenwege im Odenwald, Bergstraße und Neckartal. 12. Auflage, Darmstadt 1913. Jul. Ruska, Geolog. Streifzüge durch Heidelbergs Umgebung, 1908. Topogr. Karten 1:25 000, 1:50 000, 1:100 000. Windhaus, Führer durch den Odenwald, Bergstraße und Neckartal, 12. Auflage, von Ed. Anthes, 1915. Th. Lorentzen, Der Odenwald in Wort und Bild, 2. Auflage, 1904.

a) Der Königstuhl.

Der Königstuhl (vgl. Teil I) ist ein von dem übrigen Odenwalde durch den Neckar getrenntes, kleines Gebirge für sich. Seine Höhe beträgt an der Spitze 569 m, in seinem westlichen Ausläufer, dem Gaisberg, 375 m, in

seinem östlichen, dem Auerhahnkopf, 490 m. Im Nordosten und Norden drängt sich der Fluß eng an den Fuß der steil abfallenden Abhänge heran; die Aussicht von oben ins Tal ist großartig. Nach Süden senkt sich der Gebirgsstock, westlich begrenzt von der Ebene, östlich von dem Tal der bei Neckargemünd mündenden Elsenz, langsam zum Neckarbergland herab.

Er ist fast ganz mit Wald bedeckt, der der Stadt Heidelberg gehört; zwei Drittel davon ist Laubwald, ein Drittel Nadelhölzer. Darunter sind teils zur Zier, teils aus forstkulturellen Gründen, viele ausländische Bäume längs der Wege oder in Gruppen angepflanzt, so daß man sich manchmal wie in einen Park versetzt fühlt. Der ganze Stadtwald wird jetzt als Hochwald mit hundertjähriger Umtriebszeit bewirtschaftet.

Die Stadt verwendet auf den Wald große Sorgfalt und hat in geradezu mustergültiger Weise darauf ihr Augenmerk gerichtet, ihn dem Publikum zugänglich zu machen, vor allem durch die zahllosen Wege, die vortrefflich gehalten und oft nur aus landschaftlichen Gesichtspunkten angelegt sind. An jeder zweifelhaften Stelle wird der Wanderer durch unzerstörbare Wegsteine zurechtgewiesen. Selbst dem unkundigen Fremden, der mit der Gegend gar nicht vertraut ist, ist es geradezu unmöglich, sich zu verirren.

Auch sonst braucht er keine Besorgnis um sich zu haben; Schutzhütten sind so reichlich — wenn möglich zugleich an hübschen Aussichtspunkten — errichtet, daß man bei drohendem Wetter leicht in Sicherheit gelangt, und dazu kommen noch die Gasthäuser, die den Fremdling mit offenen Armen empfangen. Mit Proviant braucht sich hier wahrlich niemand zu belasten. Von der Schloßwirtschaft steigt man in ¼ Stunde zur Molkenkur empor, von da in ½ Stunde zur Königstuhlwirtschaft, die ganz nahe bei dem auf der Spitze errichteten Turm steht. Auf der anderen Seite liegt südlich vom Turme und 25 Minuten von ihm entfernt die alte Kohlhofwirtschaft sehr idyllisch. Alle drei gehören der Stadt. Etwas oberhalb steht am Waldesrand das Kohlhofhotel, 444 m, ein mit Wirtschaft verbundenes Fremdenheim. Dasselbe ist bei dem ebenfalls am Walde, aber weit niedriger, ¼ Stunde südlich vom Gaisbergturm, 294 m hoch gelegenen Speyrershof der Fall, der für die Bewohner des Rohrbacher Viertels leicht erreichbar ist. Bescheidener ist der Bierhelderhof, noch 10 Minuten weiter nach Süden.

Oberhalb Schlierbachs, am Fuße des Felsenmeeres, vom Schloß etwa ½ Stunde entfernt, liegt unter hohen Bäumen fast verdeckt, der Wolfsbrunnen, von alter Sage umwoben, einst ein Lieblingsausflugsort des kurfürstlichen Hofstaates und deshalb schon von Opitz besungen. Am östlichen Abhang des Auerhahnkopfes erhebt sich etwas über

dem Neckar auf einem Wiesensockel der Kümmelbacher Hof, vom Kohlhof 1 Stunde, von Neckargemünd 10 Minuten entfernt. Schließlich ist man auch in den Dörfern Gaiberg, ¾ Stunde südlich vom Kohlhof, besonders zur Kirschblütenzeit gern besucht, sowie in Waldhilsbach (Roß), ¾ Stunde südöstlich vom Kohlhof, gut aufgehoben.

Leicht kann man auf der Bergbahn Molkenkur und die Spitze des Berges erreichen.

Der Königstuhl ist reich an schönen Aussichten. Auch wer nur wenig Zeit übrig hat, kann sich von Heidelbergs prächtiger Lage leicht eine deutlichere Vorstellung machen, wenn er zur Molkenkur (300 m) emporsteigt. Der schöne Ueberblick über die ganze Schloßruine ist für die Aussicht besonders charakteristisch. Vom Pavillon der Bismarckhöhe (441 m) überschaut man Schloß und Stadt von Osten, man hat aber auch zugleich einen prachtvollen Einblick in das tief unten um den Berg sich windende Neckartal.

Eine großartige Fernsicht aber in die ganze weite Umgebung nach allen Seiten gewährt der im Jahre 1832 auf dem Gipfel errichtete, 29 m hohe und mit einem elektrischen Personenaufzug versehene Turm. Ueber die Einzelheiten der Aussicht kann man sich leicht auf der oben angebrachten Tafel unterrichten. Nahe dem Kohlhof steht ein weiterer kleiner Aussichtsturm Posseltlust, der aber nur nach Osten und über das Neckarbergland den Blick öffnet. Endlich ist noch der 1876 in Schneckenform auf dem Gaisberg errichtete Turm zu erwähnen, von dem man den Blick auf die Ebene noch unmittelbarer hat, von dem man vor allem auch einen schönen Eindruck von dem Charakter der Bergstraße bekommt.

Nahe beim Gipfel des Königstuhles liegen inmitten des Waldes die 1897 vollendeten Gebäude der Landessternwarte. Sie besteht aus zwei Abteilungen, dem Astrometrischen und Astrophysikalischen Observatorium. In beiden großartige Instrumente. Geöffnet Freitags von 3—5 Uhr.

Der Königstuhl ist der Liebling der Heidelberger. Zu allen Jahres- und Tageszeiten wandern sie zu ihm empor; nicht nur im Sommer, ebenso gern im Winter, besonders wenn Schnee gefallen ist. Dann wimmelt es hier oben von Rodlern, männlichen und weiblichen Geschlechts, hohen und niederen Standes, Jugend und Alter bunt durcheinander auf den zahlreichen Wegen, die der Oberförster diesem Vergnügen vorbehalten hat. Den Mannschaftsschlitten ist eine besondere Bahn eingerichtet worden. Von der Spitze des Berges können die Rodler fast bis in die Straßen der Stadt mehrere Kilometer weit hinabsausen — und brauchen den Schlitten noch nicht einmal wieder hinaufzuziehen, denn die an solchen Tagen unausgesetzt fahrende Bergbahn befördert

Mann und Gefährt für geringes Abonnement in kurzer Zeit mühelos wieder zum Gipfel.

Und wie schön ist der Spaziergang hinauf zur Nachtzeit! Wie zauberhaft glänzt von unten das Bild der beleuchteten Stadt und des Bahnhofes mit den Tausenden von Lichtern zu uns herauf, die sich in geraden und krummen Linien durch die Gassen und an den Ufern entlang ziehen!

Von den schier unzähligen Spaziergängen auf den Königstuhl nennen wir nur einige der lohnendsten.

1. Ludwigsplatz-Schloß-Molkenkur durch den Klingenteich zurück 1½ Stunden.
2. Ludwigsplatz-Klingenteich- (Steigerhofweg entlg.) Kanzel- (Blick unmittelbar auf die Stadt) Rondel-Siebenlinden-Bahnhof 1¼ Stunde.
3. Ludwigspl.-Molkenkur-Am Bild-Sprunghöhe: a) Birkenhangweg-Rondel, b) Gaisbergturm-Zickzackweg herab-Rondel-Bahnhof 2 Stunden.
4. Bahnhof-, am Viktoriahotel aufwärts die Wolfshöhle-Siebenlinden-Rondel-Zickzackweg auf -Gaisbergturm-Sprunghöhe-Speyrershof-Friedhof 1½ Stunden.
5. Ludwigsplatz-Molkenkur-Blockhaus-Speyrershof-Bierhelderhof-Rohrbach 2½ Stunden. Haltestelle der elektrischen Bahn.
6. Ludwigsplatz-Königstuhl (a. über Schloß-Molkenkur, b) Schloß, am Schloßparkhotel vorbei -Rindenhäuschen)-Blockhaus-Sprunghöhe-Rondel-Bahnhof im ganzen 2 Stunden.
7. Ludwigsplatz-Königstuhl- (vgl. 6) Kohlhof-Leopoldstein-Blockhaus-Bahnhof 3½ Stunden.
8. Ludwigsplatz - Königstuhl - Kohlhof - Gaiberg - Drei Eichen. Von da: a) Blockhaus- am Bild zum Klingenteich hinab, b) Speyrershof-Friedhof (prächtige Blicke in die Ebene) 4½ Stunden.
9. Bahnhof - Speyrershof - Drei Eichen, von da gelbrot = Nußloch 3 Stunden.
10. Ludwigsplatz-Königstuhl-Kohlhof. Von da
    a) Wald-Hilsbach-Linsenteicheck-Kümmelbacher Hof 3½ Stunden.
    b) Roßbrunnenweg - Kraussstein - Linsenteicheck-Kümmelbacher Hof 3 Stunden.
11. Ludwigsplatz-Molkenkur-Bismarckhöhe — den Weg weiter fortsetzen (schöner Blick ins Neckartal) — Felsen-

meer- (entzückender Blick auf Ziegelhausen und Peterstal) -Wolfsbrunnen-Schlierbach-H.-St. Jägerhaus 2½ Stunden.

12. Ludwigsplatz-Bismarckhöhe-Felsenmeer (vergleiche II) Hohler Kästenbaum-Linsenteicheck-Kümmelbacher Hof 3½ Stunden.

13. Ludwigsplatz-Schloß-Schloßhotel. Von da
   a) Valerienweg-Karlstor ¾ Stunde.
   b) Wolfsbrunnenweg-Hausackerweg-Karlstor ¾ St. (beide mit schönen Blicken auf Stadt und Brücke).
   c) Wolfsbrunnenweg-Pfad zur Teufelskanzel-(Blick auf Stift Neuburg) Schlierbacher Landstraße-Stift Neuburg-Karl Theodors-Brücke 2¼ Stunden.
   d) Wolfsbrunnenweg-Wolfsbrunnen-H.-St. Jägerhaus 1¼ Stunde oder vom Wolfsbrunnen weiter nach Bahnhof Schlierbach 1½ Stunden. Ueberall wunderschöne Blicke aufs Tal.

14. Bahnhof Schlierbach-Auweg-Linsenteicheck-Kümmelbacher Hof, H.-St. (Blicke auf Neckargemünd und Dilsberg), 1¼ Stunde.

15. In weiterer Entfernung die hochinteressante, mächtige Ruine Steinsberg mit ihrem 30 m hohen, achteckigen Bergfried. Von oben herrliche Aussicht. Mit der Bahn nach Sinsheim, von wo sie 1 Stunde entfernt ist. Hübscher größerer Ausflug: Mit der Bahn über Wiesloch nach Rothenberg. Dann zu Fuß durch das Angelbachtal nach Eichtersheim-Waldangelloch-Weiler-(Steinsberg) Sinsheim, etwa 6 Stunden. Sonnig, am besten im Herbst. — Bei trockenem Wetter: Wiesloch gelbrot = ohne einen Ort zu berühren, über den Kaisersberg (Aussicht!) -Weiler-Sinsheim 5 Stunden.

b) Das rechte Neckarufer.

Auf dem rechten Neckarufer ragen der doppelgipflige Heiligenberg (444 m) und der Heidenknörzel (432 m) auf; zwischen beiden fällt vom Zollstock das reizende Wiesental der Hirschgasse zum Neckar herab. Weiter nach Norden geht der Heidenknörzel in den höheren Holdermann und zum Weißen Stein (550 m) über.

Der untere Teil der Berge ist meist mit Wein bepflanzt, der obere auch hier überall mit Wald bedeckt, von dem der Stadt ungefähr 1000 Hektar gehören. Doch ist er noch nicht so wohl gepflegt. Auch hier Wegsteine, dazu Markierungslinien, Schutzhütten, gesunde Quellen.

Sonst ist es hier aber stiller. Heidelberger sowohl wie Fremde besuchen dies Gebiet, so herrlich auch die landschaftlichen Reize sind, doch weniger, als es drüben der Fall ist. Daher gibt es hier auch weniger Gasthäuser. Neben der Philosophenhöhe am Philosophenweg ist vor allem die Hirschgasse zu nennen, das jedem alten Heidelberger bekannte, 10 Minuten oberhalb der alten Brücke gelegene Lokal, in dessen historischem Saal seit nun 100 Jahren die Mensuren abgehalten werden. Die zahlreichen Studentenbilder an den Wänden illustrieren das akademische Leben der sechs letzten Jahrzehnte, drei über und über mit Namen bedeckte, sehr alte Tische weisen eine ganze Reihe berühmt gewordener Männer auf. Unschwer wird es auch gelingen, einer Mensur beiwohnen zu können.

Etwa 40 Minuten oberhalb der alten Brücke liegt am Neckar die liebliche Stiftsmühle, eine Wirtschaft mit Fremdenheim. Sie liegt zu Füßen des Stiftes Neuburg, das auf erhöhtem Punkte mit seiner Kapelle, umgeben von einem schönen Parke, die Zierde des unteren Neckartales ist. Das um 1030 von Lorsch begründete Kloster hat wechselvolle Schicksale als solches, als kurfürstlicher Besitz (etwa 1560), als Stift für adlige Fräulein (1671), als jesuitische Anstalt (1709) durchgemacht, bis es (etwa 1800) zum Privatbesitz umgewandelt, im Jahre 1825 in die Hände des Rates J. F. Schlosser kam und somit ein Mittelpunkt für den Goethekreis, die Romantiker und die Schule der Nazarener wurde. Dahin weisen auch vornehmlich die Sammlungen auf dem Stift, die aber auch sonst sehenswert sind (täglich 2—7 Uhr, Eintritt 1 Mk.). Gern besucht als Ausflugslokal wird auch der „Adler" in Ziegelhausen, einem Dorfe, das bei der Stiftsmühle beginnt und sich weit den Neckar entlang und in das Steinbachtal hinstreckt. In Handschuhsheim mehrere gute Lokale: Bachlenz, Siebenmühlental, Ochse, Traube, Adler usw.

Welche hohe kulturhistorische Bedeutung der Heiligenberg hatte, längst ehe Heidelberg bestand, haben wir oben erörtert (S. 1 f.). Noch kann der Fremde an mehreren Stellen den doppelten Ringwall der Kelten deutlich erkennen; noch liegen auf dem oberen Gipfel die hochinteressanten Fundamente der karolingischen, in romanischer Zeit ausgebauten Basilika, die, dem heiligen Michael geweiht, an Stelle des einstigen römischen Merkurtempels trat. Vermutlich hatten noch früher auch die Germanen hier eine Kulturstätte des Wodan. Zuerst Aberinesberg genannt, bekam er seinen jetzigen Namen, als auch auf dem unteren Gipfel ein dem heiligen Stephan geweihtes Kloster entstand.

Aus seinen Trümmern ist der Aussichtsturm gebaut, von dem aus man einen so prächtigen Blick

unmittelbar auf Heidelberg und Schloß, sowie in das gewundene Neckartal und auf die Ebene hat. Auf halber Höhe ist die Bismarcksäule errichtet, von wo aus ebenfalls schöne Aussicht auf die Stadt.

In weiterer Entfernung, etwa 1¾ Stunden von der Stadt, erhebt sich auf dem Weißen Stein ein 1906 vom Heidelberger Odenwaldklub errichteter, 22 m hoher Aussichtsturm mit einer beherrschenden Rundsicht. Sie bildet eine willkommene Ergänzung zu der des Königstuhlturmes, da man von hier aus intimere Einblicke in den Odenwald selbst tun kann. Sie ist in gewisser Hinsicht malerischer als jene, zumal man hier nahe der Grenze von Buntsandstein und Granit steht.

Ausflüge:

16. Friedrichsbrücke zum Philosophenweg-Hirschgasse-Alte Brücke (Karl Theodorsbrücke) etwa 1 Stunde. Ist einer der schönsten Spaziergänge Heidelbergs und auch bei kleinem Aufenthalt leicht zu bewerkstelligen.
17. Friedrichsbrücke-Philosophenweg — um das Hirschgasstal herum —, bis der Weg sich teilt, dann:
    a) Ober. Guckkastenweg (Moltkehütte, oberhalb der Küblerwiese), durch schönen Wald, dann abwärts das Mausbachtal hinab zur Stiftsmühle-Alte Brücke etwa 2½ Stunden.
    b) Mittlerer Guckkastenweg in Windungen langsam abwärts ziehend, endlich scharf rechts einbiegend am Haarlaß (Gerberei) vorbei zur Landstraße-Alte Brücke 1¾ Stunden.
    c) Derselbe wie b, nur bei der genannten scharfen Biegung geradeaus durch die Weinberge- (Professorenbank) Stiftsmühle-Alte Brücke 2¼ St.
18. Unterer Guckkastenweg: Alte Brücke, hinter dem letzten großen Haus (Charlottenburg) links auf, schmaler Pfad (Wilckensfelsen) bis zu der unter 17 b und c genannten Biegung, dann entweder b oder c zurück 1 oder 1½ Stunden.

    Alle Guckkastenwege mit entzückenden Blicken auf Heidelberg und das Stift Neuburg.
19. Friedrichsbrücke - Philosophenhöhe - Bismarcksäule, von da Oberer Philosophenweg-Hirschgasse-Alte Brücke 1¼ Stunde.

20. Friedrichsbrücke-Philosophenweg, bald links ab den Schweizerpfad am westlichen Abhang des Heiligenbergs durch die Weingärten bis Handschuhsheim (schönster Weg zur Blütezeit) 1½ Stunden.

21. Friedrichsbrücke- (am Anfang des Philosophenweges markierte Linie weiß <>) Bismarcksäule-Aussichtsturm-Michaelsbasilika (1 St.), von da

   a) Bühlersweg — Handschuhsheim — Friedrichsbrücke 2¼ Stunden.
   b) Zollstock-Handschuhsheim 2½ Stunden.
   c) Zollstock-Kühruh-Hirschgasse-Alte Brücke 2¼ St.

Auf dem Zollstock herrlich eingerahmtes Bild des Schlosses.

22. Alte Brücke-Hirschgasse- (oberhalb des Gartens links um, aufwärts über den Philosophenweg hinüber, den Odenwälder-Weg auf) -Michaelsbasilika-Aussichtsturm-Friedrichsbrücke (vgl. 21) 2 St.

23. Alte Brücke-Hirschgasse, dann rechts Pfad auf Kühruhe-Preußenschanze-Stickelsplatz, von da

   a) Pfad nach Handschuhsheim-Friedrichsbrücke 2¾ St.
   b) Zickzackpfad ins Mausbachtal - Stift Neuburg - Alte Brücke 2½ Stunden.

24. Alte Brücke-Hirschgasse-Kühruhe- (vgl. 23) Zollstock, dann weiß <> über Holdermann - Weißer Stein, ein Stückchen westlich gelb <>, dann links zu den Sieben Wegen-Siebenmühlental-Handschuhsheim-Friedrichsbrücke 3½ Stunden.

25. Friedrichsbrücke - Handschuhsheim - Siebenmühlental aufwärts Sieben Wege, von da südwestlich Hoher Nistler-Hellenbachtal - Handschuhsheim - Friedrichsbrücke 3 Stunden.

26. Alte Brücke - Weißer Stein (vgl. 24), dann östlich Dörrbrunnen-Kreuzgrund (romantisch!), dann

   a) Steinbachtal hinab — Ziegelhausen-Alte Brücke 3 St.
   b) Steinbachtal blau ● (prächtige Blicke auf das Tal) — Büchsenäcker-Stift Neuburg-Alte Brücke 3 St.

27. Alte Brücke - Weißer Stein (vgl. 24), dann gelb <> östlich bis Langer Kirschbaum, dann

   a) blau ● Peterstal-Stift Neuburg-Alte Brücke 4 St.

b) gelb <> weiter Sitzbuche, dann rechts rot-gelb X abwärts durch Steinbachtal-Stift Neuburg-Alte Brücke 4½ Stunden.

c) weiter gelb <> Sitzbuche-Münchel, dann die Landstraße abwärts, Ziegelhausen-Alte Brücke 5¼ St.

c) Die Bergstraße und der nordwestliche Odenwald.

Bergstraße nennt man den zwischen Heidelberg und Darmstadt von den Abhängen des Odenwaldes bis zum Rhein sich erstreckenden Landstrich. Der Name stammt von der alten Straße, die, wohl schon aus Römerzeiten stammend, einst eine der belebtesten Handelsstraßen zwischen Nord und Süd war.

Es ist ein gesegnetes Land, über welches der Himmel in verschwenderischer Fülle seine Gaben ausgegossen hat; gibt es doch in Deutschland kein milderes Klima, gedeihen doch hier im „Garten von Deutschland" selbst Bäume, Blüten und Früchte, wie sonst nur in südlichen Himmelsstrichen. In welch zaubervollem Schimmer erglänzen Abhänge und Ebene, wenn die Göttin Ostara mit ihrem Gewande darüber gestreift und junges Lenzgrün, Blumen und Blüten ohne Zahl hervorgezaubert hat; und wie reich ist auch der Schmuck im Herbst, wenn die Aeste der Obstbäume sich unter der Last der Früchte biegen, wenn die sonnbeglänzten Rebengelände und die Laubbäume auf den Höhen in bunter Farbenpracht erglühen!

Unmittelbar zu Füßen der Odenwaldhöhen in ihrem Waldeskranze lagert sich die weite, stromdurchzogene Ebene, im Süden mehr mit lichten Fluren, im Norden auch mit dunklen Kiefern bedeckt. In diesem Gegensatz von Gebirge und Ebene vornehmlich liegt der große landschaftliche Reiz der Gegend.

Die Dörfer der Bergstraße sind groß und wohlhabend, zwischen ihnen interessante Städte. Von der Friedrichsbrücke 5 km (von Handschuhsheim 3 km) entfernt liegt Dossenheim (an 2000 Einwohner, Ochse, Bierbrauerei von Merkel), 8 km Schriesheim, hübscher Flecken (an 3000 Einwohner, Deutscher Kaiser, Lamm, Pfalz). Oberhalb Dossenheims die Burgruine der Schauenburg. Einst im Besitz eines eigenen Geschlechtes, Lorscher Vasallen, dann Mainzische Grenzfeste, 1460 von Kurfürst Friedrich dem Siegreichen zerstört. Oberhalb Schriesheims die Ruine Strahlenburg, ehemals im Besitz der Abtei Ellwangen, dann einer Pfälzer Nebenlinie, 1470 ebenfalls von Friedrich dem Siegreichen zerstört, jetzt Wirtschaft. Beide Burgen liegen am Abhang des Oelbergs (449 m), der in prächtigen Formen aus Porphyr aufgebaut, am meisten vor-

springt und deshalb von seiner Spitze, dem Edelstein (von Phantasten auch Odinfelsen genannt), den schönsten Blick auf die Ebene und die südliche Bergstraße bietet, aber auch die Aussicht auf den Odenwald ist schön. Bei Schriesheim mündet das Schriesheimer Tal.

Nördlich von diesem die geologisch interessante Hohe Waid. ¼ Stunde westlich von Schriesheim liegt am Neckar das Städtchen Ladenburg (Rose, Adler, Krone), 3300 Einwohner, das auf eine über 1800jährige ununterbrochene Geschichte zurückblickt (S. 3).

Von Schriesheim folgen nach Norden die Dörfer Leutershausen, dann die drei sächsischen Kolonien Großsachsen, Hochsachsen, Lützelsachsen (berühmter Rotwein), dann Weinheim, 16 km von Heidelberg.

Weinheim (Vier Jahreszeiten, Pfälzer Hof, Karlsberg, Prinz Wilhelm) ist eine gewerbreiche, aufblühende Stadt mit 12 000 Einwohnern, die größte der Bergstraße. Mit ihren Resten der Stadtbefestigung, den vielfach altertümlichen Häusern, dem Deutschordenshaus, Rathaus, herrlichem Marktplatz, modernem Schloß (im Privatbesitz), Rodensteinbrunnen, gruppiert sich die Stadt am Ausgang des romantischen Birkenauer und Gorxheimer Tals (Weschnitz und Grundelbach vereinigen sich hier) malerisch um die beherrschende Ruine Windeck (220 m), die am Vorhügel des Wachenberges (400 m) sich erhebt. Sie ist vom Kloster Lorsch angelegt, dann an Kurpfalz gefallen und ist nach dem dreißigjährigen Kriege verlassen.

13 km nördlich von Weinheim liegt, bereits in Hessen, Heppenheim, 5300 Einwohner (Halber Mond), mit sehr schöner näherer Umgebung. Sehr alte Stadt, von der Starkenburg überragt. Diese von Lorsch angelegt, als Mainzer Grenzfeste im 18. Jahrhundert verfallen. Vom Bergfried Aussicht. Nach weiteren 4½ km folgt Bensheim (6000 Einwohner) mit viel Industrie. Hier mündet das prächtige Schönberger Tal. 5 km westlich von Bensheim das große Dorf Lorsch. Von den Gebäuden des alten, einst weithin herrschenden Klosters ist kaum mehr als die kunstgeschichtlich höchst merkwürdige Durchgangshalle, jetzt Michaelskapelle, vorhanden.

In kurzen Abständen folgen Auerbach (Krone) am Ausgang des Hochstätter Tales, Kurort, nahe dabei das Fürstenlager, das malerische Zwingenberg (Löwe, Rieß), Alsbach, schließlich der vielbesuchte Badeort Jugenheim (8—9 km von Bensheim) am Ausgang des Balkhäuser und Stettbacher Tals. Die vier genannten Orte liegen am Fuße des ebenfalls scharf in die Ebene vorspringenden und deshalb imposanten, obwohl nur 519 m hohen, reich bewaldeten Malchen (Melibokus). Vom Turm auf der Spitze herrlicher Blick auf die nördliche Bergstraße und den Odenwald. Oberhalb Auerbach das Auerbacher Schloß, eine der schönsten Ruinen weit und breit, katzenellnbogisch-hessischer Besitz, 1674 von Turenne zerstört.

Die Aussicht vom mächtigen Bergfried ist nicht minder schön, als die vom Malchen selbst. Oberhalb Alsbachs das Alsbacher Schloß, früher den Herren von Bickenbach gehörig, seit 1510 hessisch, schließlich zerfallen. Oberhalb Jugenheims das moderne Schloß Heiligenberg mit Park. Nördlich von Jugenheim der Tannenberg mit Ruine Tannenburg, weiterhin der langgezogene Magnetberg mit dem Melittaturm und der Ruine Frankenstein, die bis 1662 im Besitz des noch blühenden Geschlechtes der Freiherren von Frankenstein, dann hessisch und schließlich langsam eingegangen. Von hier wie vom Elisabethenturm schöne Aussicht. Zu Füßen des Frankenstein liegt Eberstadt, 6½ km von Jugenheim, 6 km von Darmstadt.

Der Odenwald hat in seinen sanft gewellten Höhen einen durchweg anmutig lieblichen Charakter, nur selten ist er romantisch. Immerhin birgt er eine Fülle landschaftlicher Reize und ist kulturhistorisch sehr interessant. Die Verpflegung ist überall recht gut, wenn man nicht allzu große Ansprüche stellt. In den an die Bergstraße angrenzenden Teilen ist er am mannigfaltigsten, da er hier aus Granit aufgebaut ist. Die einzelnen Kuppen geben hier lebhaft bewegte Bilder. Der Laubwald herrscht vor, doch ist an einzelnen Stellen viel geholzt; denn bei dem milden Klima steigt der Ackerbau weit in die Berge hinauf, im Süden läßt der Hackwaldbetrieb den Hochwald nicht aufkommen. So ist der Odenwald sonniger als andere Gebirge. Deshalb sind Ausflüge im Hochsommer nicht überall anzuraten, doch im Frühling und Herbst umsomehr, wenn die Luft kühler und klarer ist; denn aus demselben Grunde, der das Gebirge sonniger macht, legt es dem Wanderer auch immer von neuem seine herrlichen Fernblicke zu Füßen. Zu mäßigen Preisen wird man an vielen Stellen behaglichen und stillen Sommeraufenthalt nehmen können.

Wir nennen kurz nur die lohnendsten Aussichtspunkte und schönst gelegenen Orte: In 1½ Stunden nördlich vom Weißen Stein der Eichelberg (526 m), nahe bei Waldmichelbach der Schimmelberg mit malerischer Aussicht, noch großartiger die von der Tromm (577 m). Das Gegenstück dazu gibt der Kaiserturm auf der Neunkircher Höhe (604 m), dem zweithöchsten Berge des Odenwaldes. Dies ist überhaupt die schönste und weiteste Aussicht des ganzen Gebirges. Auf einem südlichen Vorsprung des Berges liegt 400 m hoch das sehr viel besuchte Lindenfels, die „Perle des Odenwaldes“ (Hessisches Haus, Harfe, Odenwald, Viktoria, Fremdenheime), altertümliches Städtchen mit Burgruine, einst pfälzische Enklave, 1803 an Hessen gefallen. Im 18. Jahrhundert wurde die Burg auf Abbruch verkauft. ¾ Stunden nördlich von Lindenfels die sagenberühmte, poetische Ruine Rodenstein, schon bei Lebzeiten des 1671 gestorbenen Letzten aus dem Geschlechte verfallen. Am Ende eines nordwestlichen Ausläufers liegt Lichtenberg (Gasthäuser von Schellhaas,

Schanz), kleines Dorf mit hessischem Renaissanceschloß. Nahe dem Gipfel des Berges das Dörfchen Neunkirchen, 500 m (Grüner Baum), einst Wallfahrtsort, nahebei schöne Aussichtspunkte; 20 Minuten abwärts Lützelbach (Sonne). Gegenüber der Neunkircher Höhe nach Südwesten die wenig niedrigere Seidenbucher Höhe (592 m), etwas abwärts nach dem Dörfchen Knoden der Ernst Ludwigsturm mit drei schönen eingerahmten Fernblicken.

Zwischen Malchen und Neunkircher Höhe der Felsberg (515 m), berühmt, abgesehen von seiner Aussicht (Turm!), durch das wildromantische Felsenmeer, einst römischer Steinbruch. (Auf der Spitze Gasthaus Simon, etwas abwärts Kuralp-Kreuzhof.)

Ausflüge:

28. Heidelberg weiß <> Weißer Stein (vgl. 24), dann gelb <> über den Hartenbühl-Oelberg(Edelstein)-Strahlenburg-Schriesheim 4 Stunden.
29. Heidelberg weiß <> Weißer Stein (vgl. 24) -Schriesheimer Hof (Wirtschaft), dann links ab Landstraße durchs Schriesheimer Tal-Schriesheim 4¾ St.
30. Dossenheim-Schauenburg-Strahlenburg-Schriesheim 1 Stunde.
31. Heidelberg weiß <> Schriesheimer Hof (vgl. 29) -Eichelberg, dann rotgelb ≡ Hohe Waid-Leutershausen 6 Stunden.
32. Heidelberg weiß <> Eichelberg (vgl. 31), dann rot ▬ Oberflockenbach-Weinheim 6 Stunden.
33. Heidelberg weiß <> Eichelberg (vgl. 31) -Oberabtsteinach-Siedelsbrunn (zum Morgenstern)-Waldmichelbach (Odenwald) Station, 6 Stunden.
34. Heidelberg-Stift Neuburg, von da gelb-rot ✕ -Sitzbuche-vgl. 27 b) -Linde-Heiligkreuzsteinach, blau ▬ Stiefelshöhe-Hardberg-Siedelsbrunn-Kreidach, Bahnhof, 7 St.
35. Von Weinheim aus zahlreiche Spaziergänge in nächster Nähe. Die beliebtesten: Weinheim-Fuchsmühle-Windeck-Weinheim (1½ Std.); dann in den Kastanienwald, voll der schönsten ausländischen Nadelhölzer.
36. Weinheim-Birkenau rot-weiß △ -Hohe Hecke-Kisselbusch-Götzenstein-Siedelsbrunn 3¾ Stunden, von da a) Schimmelberg-Waldmichelbach, Bahnhof, 5 Stunden; b) Schimmelberg - Stallenkandel - Weiher - Mörlenbach,

Bahnhof, 6½ Stunden; c) Waldmichelbach rot ■ Tromm-Fürth (Adler) 6½ Stunden.

37. Weinheim rot ▬ Hirschkopf-Waldnersturm-Juhöhe-Heppenheim 4½ Stunden.

38. Heppenheim gelb-weiß ≡ Starkenburg-Lindenstein-Seidenbucher Höhe-Knoden (Ernst Ludwigsturm), dann ein Stückchen blau ▬ über das Seidenbacher Eck (Aussicht), dann gelb ▲ Seidenbuch-Schlierbach-Lindenfels-Fürth 6½ Stunden.

39. Fürth rot ■ üb. Lindenfels-Winterkasten-Neunkircher Höhe (Kaiserturm), dann rot ▬ Neunkirchen, dann weiß ▬ Rodenstein-Reichelsheim (Engel, Adler), auf der Landstraße über Gumpener Kreuz-Fürth 6½ Stunden.

40. Bensheim rot ▬ über Knoden-(Ernst Ludwigsturm)-Neunkircher Höhe (Kaiserturm), dann rot ■ Winterkasten-Lindenfels-Fürth 6 Stunden.

41. Bensheim rot ▬ Neunkircher Höhe- (vgl. 40) Neunkirchen, dann blau ▬ Lichtenberg-Groß-Bibérau, Bahnhof (über Darmstadt zurück), 6½ St.

42. Bensheim - Schönberg - Reichenbach, dann gelb ■ Felsenmeer - Felsberg - Malchen - Auerbacher Schloß; dann Hochstätter Tal - Auerbach 5½ Stunden. (Einer der herrlichsten Ausflüge im Gebirge.) Von Schönberg führt auch ein schöner Waldweg geradeswegs nach dem Felsberg, doch ist der Weg schwer zu beschreiben.

43. Bensheim - Auerbach - Fürstenlager - Auerbacher Schloß, von da gelb ■ zum Malchen. dann rot-blau ⊥ Jugenheim 3¾ Stunden.

44. Auerbach blau-weiß + Hochstättertal, dann links auf Auerbacher Schloß, dann weiter in Windungen am Berg entlang Alsbacher Schloß - Jugenheim. Dankbarer, bequemer Weg 4 Stunden.

45. Von Jugenheim aus zahlreiche lohnende Spaziergänge in nächster Nähe, ferner Jugenheim-Seeheim-(Hoflager) — Oberbeerbacher Tal, dann blau - weiß ✕ Elisabeth - Turm - Magnetberg - Frankenstein, dann a) weiter Mordach-Mühltal-Darmstadt 4 Stunden; b) weiß ▬ Eberstadt 2½ Stunden.

d) Das Neckartal und der südöstliche Odenwald.

„Wenn ich den Rhein mit seinen Burgen der männlichen Schönheit vergleichen möchte, so das Neckartal der weiblichen; dort ist alles in starken, festen Ketten, altdeutschen Akkorden, hier alles in einer sanften, singenden, provenzalischen Tonart.“ Mit diesen Worten schildert Rob. Schumann sinnig den landschaftlichen Charakter des Tales, an dessen Ausgang Heidelberg gelegen ist, das auch in der Romantik seiner sagenumrauschten Burgen sich dem Rhein stolz an die Seite stellen kann, das nächst diesem am meisten von allen ähnlichen Landschaften die Begeisterung der Dichter geweckt hat.

Leicht kann der Fremde auch bei nur kurzem Aufenthalt in Heidelberg eine charakteristische Anschauung von den eigentümlichen Reizen des Neckartales gewinnen, wenn er auf einer Nachmittagswanderung das burgengekrönte Neckarsteinach besucht (vgl. unten das Verzeichnis der Ausflüge), wo sich dem Auge ein romantisches Landschaftsbild von seltener Pracht offenbart.

Indessen es verlohnt sich wohl, auch den ganzen Lauf des Flusses kennen zu lernen. Dazu ist die wieder eingerichtete Dampfschiffahrt, die in den vierziger und fünfziger Jahren schon einmal in Betrieb war, ganz vortrefflich geeignet. Die Gesellschaft führt vom Anfang Mai bis Ende September Fahrten aus, nach einem Fahrplan, der leicht zu haben ist und Liebhabern unentgeltlich zugesandt wird. Zwischen Heidelberg und Neckarsteinach verkehren die Boote täglich, für die weiteren Entfernungen zwischen Heidelberg—Eberbach—Heilbronn an bestimmten Wochentagen. Die Fahrzeit beträgt für den Kurs talabwärts etwa vier Minuten, bergaufwärts etwa acht Minuten für den Kilometer. Von Eisenbahnfahrt-Ausweisen sind auf den Schiffen nur die zusammenstellbaren Fahrscheine zugelassen, dagegen werden für die Schiffahrt Rundfahrkarten, sowie Kilometer-Abonnements mit ermäßigtem Fahrpreis ausgegeben. Die Bergfahrt geht also bei dem oft reißenden Wasserlauf ziemlich langsam; um so schöner ist die Talfahrt. Es ist daher zu empfehlen, bei einem Ausflug zu Bahn oder zu Fuß das Schiff zur Rückfahrt zu benutzen. Auf allen Booten wird gute Verpflegung mit Regieweinen geboten.

Wer die ganze Talfahrt von Heilbronn aus bis Heidelberg mitmacht, nimmt der Reihe nach drei geologisch und daher auch landschaftlich verschiedene Strecken wahr. Zuerst verleihen die Struktureigentümlichkeiten und die Farbe des Muschelkalks den Ufern des Flusses den Charakter und malerischen Reiz: steile, vegetationslose Kalkwände, sanftere von Weinreben umrankte oder von Wäldern be-

kränzte Gehänge, lachendes, blühendes Land im weiten Tal. Von Binau an durchzieht der Neckar in engen Windungen den Buntsandstein; nur ein schmaler Wiesenstreifen säumt die Ufer, jäh steigen die Sandsteinbrüche rechts und links auf, weite Wälder fallen über sie herab, wundervoll der Gegensatz des Grüns der Bäume mit dem Rot des Steines. Bei Ziegelhausen schließlich durchbricht der Fluß in beiderseits eingeengtem Bette das Urgebirge, den Granit, in stürmendem Lauf, malerische Felspartien begleiten ihn — endlich verliert er sich in der Ebene.

Von Heilbronn aus gleitet das Schiff zunächst zwischen flachen Ufern dahin, etwas entfernt erkennen wir rechts den Wartberg und den Scheuerberg, am Ufer folgen sich die Orte, links Neckargartach, rechts das altertümliche Neckarsulm, links Ober- und Untereisesheim, rechts Kochendorf, wo der Kocher mündet, weiterhin die große Saline Friedrichshall bei Jagstfeld (Badehotel), wo die Jagst mündet. Durch diese Zwillingsflüsse verstärkt, bekommt der Neckar erst sein stattliches Aussehen, zugleich empfangen seine Ufer auch einen höheren romantischen Reiz. Mit Jagstfeld nur durch die Brücke verbunden ist Wimpfen im Tal, dessen wundervolle turmreiche, romanisch-gotische Ritterstiftskirche nahe dem Fluß liegt; unfern davon hebt sich auf steilem Felsensockel reizvoll das Profil von Wimpfen am Berg (3000 Einwohner, Mathildenbad, Ritter, Sonne, Weinstube von Schmidt) vom Himmel ab, das schon den altertümlichen Charakter des interessanten Städtchens verrät. Jetzt hessische Enklave, früher freie Reichsstadt und weiter vorher eine der Residenzen der Hohenstaufen. Von dieser Vergangenheit bewahrt es noch viele Erinnerungen in den großartigen Resten der Kaiserpfalz, der Stadtbefestigung, der herrlichen gotischen Stadtkirche mit dem Kalvarienberg, dem ehemaligen Dominikanerkloster und den engen, malerischen Gassen mit den interessanten Fachwerkhäusern, die zum Teil noch aus dem 15. Jahrhundert stammen. Wimpfen ist jetzt ein Solbad; von oben hat man reizende Aussichten.

Bei Wimpfen im Tal die Saline Ludwigshall, jenseits des Neckars bei Offenau die Saline Clemenshall. Eine Stunde unterhalb Wimpfens folgt das Dorf Heinsheim mit der Ruine Ehrenberg. Einheimisches Geschlecht bis 1631 auf der Burg angesiedelt. Dann wurde sie den Gemmingen verliehen, jetzt gehört sie den Freiherren von Racknitz. Rechts das Städtchen Gundelsheim (1300 Einwohner, Prinz Karl), das sich zu dem Schloß Hornegg hinaufzieht, einer früheren Burg des deutschen Ordens, die aber im 18. Jahrhundert vollständig erneuert wurde und jetzt eine Nervenheilanstalt beherbergt. Dann der Michelsberg mit altem Kirchlein, der den Neckar jetzt zu einem großen Bogen zwingt.

Gundelsheim gegenüber erhebt sich, etwas zurück, die alte Burg Guttenberg, seit 1449 bis heute von den Frei-

herren von Gemmingen bewohnt. Das zwischen den mittelalterlichen Befestigungsanlagen errichtete stattliche Wohngebäude stammt aus dem 18. Jahrhundert. Zu Füßen das Dorf Neckarmühlbach. Nach Ueberwindung der großen Schlinge rechts, unterhalb des Michelbergs, Böttingen, links Haßmersheim, weiterhin rechts auf dem Berge oberhalb des Dorfes Neckarzimmern und grüner Weinberge die prächtige und hochinteressante Ruine Hornberg, eine der ehrwürdigsten Burgen des Tales, schon 1184 erwähnt, im Besitze verschiedener Geschlechter, 1516 von Götz von Berlichingen gekauft, der bis zu seinem Tode 1562 auf ihr gewohnt hat. Noch wird oben seine Rüstung gezeigt. Darauf ging die Burg in den Besitz der Gemmingen über, die sie verfallen ließen. Vom Bergfried schöne Aussicht.

Weiter fahren wir links an Kalkbänken, in ihnen an der Notburgahöhle vorbei, bekannt durch die daran und an das Grabdenkmal in der Kirche des nahen Dorfes Hochhausen sich anknüpfende Sage. Rechts bei der Einmündung der Elz Neckarelz (Klingenburg), Eisenbahnknotenpunkt.

Hier erwähnen wir gleich das 3 km an der Elz aufwärts liegende Mosbach (3700 Einwohner, Prinz Karl, Krone, Rest. Groh u. a.), Beamtenstädtchen mit schönem Marktplatz und altertümlichen Häusern. Gegenüber Neckarelz auf dem Felsen das den Grafen Leiningen gehörige Schloß Neuburg mit schöner Aussicht auf die Umgebung. Dann links Obrigheim, rechts Diedesheim. Weiter abwärts rechts die kleine Ruine Dauchstein, wohl zur Ueberwachung des Neckarzolls angelegt.

Bei dem Dorfe Binau, wo der Fluß abermals eine mächtige Biegung macht, ändert sich der Charakter des Tales: wir dringen in den Buntsandstein des Odenwaldes ein, die Berge werden höher und steiler, der Ackerbau tritt zurück, die Waldkultur herrscht vor. Zum Empfang winkt oben das Kirchlein von Mörtelstein her. Nach einer einsamen Fahrt links Guttenbach, hoch über diesem Dorfe die poetische Minneburg mit hochaufstrebendem Erkergiebel und mächtigen Bollwerken ringsum. Etwa 1200 erbaut, Mitte des 14. Jahrhunderts kurze Zeit im Besitze der Rüdt von Kollenberg, dann von Kurpfalz, das Wilhelm von Habern im 16. Jahrhundert damit belehnte. Weitere Geschichte unbekannt. Gegenüber am rechten Ufer Neckargerach (Krone, Post).

Dann entfaltet sich vor dem Beschauer ein wundervolles Bild, in dessen Mitte oberhalb des gleichnamigen Dorfes (Schiff, Anker) die Burg Zwingenberg liegt. Es ist einer der Glanzpunkte des ganzen Neckartals. Abgesehen von ihrer entzückenden Lage ist die Burg an und für sich hochinteressant, weil sie 1400 erbaut und seither fast unverändert in dem alten Zustande und bewohnbar geblieben ist, ein sehr seltener Fall. So haben wir hier den Typus einer spätmittelalterlichen, wohlerhaltenen Burg

vor uns. Der Besuch des Innern würde dies noch mehr veranschaulichen. Ueber zwei Jahrhunderte im Besitz des reichen Geschlechts der Hirschhorn, kam sie nach längerem Prozeß schließlich an Karl Theodor von der Pfalz und dann durch Kauf 1808 an den Großherzog von Baden, dem sie noch gehört.

In stark verengtem Tal rechts Lindach, dann links oben die sagenreiche Ruine Stolzeneck mit mächtiger Schildmauer, eine Lehensburg von Kurpfalz. Der Reihe nach von mehreren Geschlechtern bewohnt, gelegentlich Raubburg, vermutlich im dreißigjährigen Kriege zerstört. Weiter abwärts Trinkerheilanstalt und Dorf Rockenau.

Endlich bei Neckarwimmersbach öffnet sich das Tal wieder zu einem Talkessel, in dem von hohen Bergen (Ohrsberg, Itterberg, Scheuerberg, weiter entfernt dem Katzenbuckel u. a.) eingerahmt die Stadt Eberbach (5600 Einwohner, Krone, Leininger Hof, Badischer Hof, Grüner Baum u. a.) prächtig gelegen ist. Sehr geeignetes Standquartier für Ausflüge in das Neckartal und den Odenwald. Hier mündet die wasserreiche Itter.

Bis hierher hatte der Neckar im wesentlichen nordwestliche Richtung, nun biegt er nach Südwesten um, links bei Pleutersbach vorbei, dann in großen Schlingen den Feuerberg bei Hirschhorn, den Hungerberg umgehend. Auf dessen breiten Abhängen liegt die uralte Ersheimer Kapelle, gegenüber von Hirschhorn (2000 Einwohner, Naturalist, Fürstenauer Hof u. a.). Wohl ist auch vom Boot aus gesehen das Tal schön genug, aber die ganze Schönheit des altertümlichen, malerischen Städtchens mit seiner Stadtbefestigung, seinen engen Gassen, der Karmeliterkirche (Grabdenkmäler!), vor allem dem herrlichen Schlosse, wird doch von unten nicht so anschaulich, als wenn man von den umliegenden Bergen darauf herabschaut. Die Burg war einst der Stammsitz des angesehenen Geschlechtes der Hirschhorn. Der Letzte starb 1632, da fiel sie mit dem Ort an Mainz zurück, von da an Hessen. Von der Burg prachtvolle Aussicht auf das Neckartal und die hier mündenden Täler Finkenbach und Lax(Ulfen)bach.

In ziemlich gerader südwestlicher Richtung setzt der Neckar seinen Lauf fort zwischen Neckarhausen rechts und Neckarhäuser Hof (Brauerei) links hindurch, dann biegt er plötzlich wieder nach Nordwesten um, oben auf luftiger Höhe wird das Dörfchen Dilsberg sichtbar, am rechten Ufer lang hingestreckt aber lagert sich zu Füßen des steil aufsteigenden Ochsenkopf (Schattich) Neckarsteinach (1500 Einwohner, Schiff, Schwalbennest, Hirsch, Schwan, Harfe). Nach Zwingenberg und Hirschhorn haben wir hier den dritten und wegen seiner Nähe bei Heidelberg weitaus bekanntesten Glanzpunkt des ganzen Tales erreicht, der besonders vom Boot aus sich in seiner ganzen malerischen Schönheit darstellt. Großartig liegt der von vier Bergen überragte Ort auch oben vom Dilsberg aus unter uns.

Dort oben hat man auch einen herrlichen Ausblick nach den anderen Seiten; ebenso ist die Aussicht vom Friedrichsturm auf dem jenseitigen Ochsenkopf entzückend. Dilsberg (800 Einwohner, Sonne u. a.), früher den Grafen von Lauffen gehörig, dann kurpfälzische starke Festung, die das ganze Tal sperrte. Die Burg bis 1823 noch Staatsgefängnis, dann geschleift; tiefer Brunnen, riesige Linde. Die vier Burgen von Neckarsteinach, Vorder-, Mittel- und Hinterburg, am Felsen oben angeklebt die kleine, aber ebenso interessante wie malerisch gelegene Schadeck oder Schwalbennest gehörte dem Geschlechte der Dynasten, späteren Landschaden von Steinach. Sie starben 1653 aus. Die Besitzungen kamen im Anfang des 19. Jahrhunderts an die Freiherren von Dorth, die noch auf der efeuumrankten Mittelburg hausen. In der Kirche Grabdenkmäler des alten Geschlechts.

Nachdem der Fluß den Dilsberg im Bogen umgangen, fließt er (links der Weiler Rainbach) nach dem lieblichen Neckargemünd an dem Einfluß der Elsenz (2300 Einwohner, Pfalz, Hirsch, Pr. Karl, Griech. Weinstube), bekannt auch durch den Handel griechischer Weine, sehr beliebt als Ausflugsort der Heidelberger, 10 Minuten abwärts der Kümmelbacher Hof.

Der düstere und steil aufsteigende Auerhahnkopf zwingt den Fluß zum abermaligen Ausbiegen nach Norden, dann fließt er zwischen Schlierbach und Ziegelhausen hindurch; besonders links steigen nun die malerischen Granitfelsen, besonders Teufelskanzel, auf, rechts erhebt sich entzückend das Stift Neuburg, dann liegt Heidelberg vor den staunenden Blicken, der vierte Glanzpunkt des Tales.

Der südliche und östliche Odenwald, der größere Teil des Gebirges, ist aus Sandstein aufgebaut. Lange, breite und weniger fruchtbare Bergrücken ziehen in nordsüdlicher Richtung vom Main zum Neckar. Infolgedessen ist die Landschaft im Innern im großen und ganzen einförmiger, die großartigen Aussichtspunkte sind seltener, und selbst der Turm des höchsten Berges im Gebirge, des Katzenbuckels (628 m) bietet trotz aller Fernsicht nicht das abwechslungsreiche Landschaftsbild, das wir in dem nordwestlichen Teil des Gebirges so oft zu finden gewohnt waren. Einen intimen Einblick in das ganze Gebirge gibt der fast in der Mitte desselben gelegene Aussichtsturm des Lärmfeuer (500 m). Eine der malerischsten Aussichten ist die vom Falkenberg bei Sensbach aus (550 m). Und doch hat auch dieses Gebiet seine hohen Reize, die in den ausgedehnten Höhenwanderungen, in dem größeren Waldreichtum, in den langen, wiesenfrischen und bachdurchrauschten Tälern der Steinach, des Ulfen- und Finkenbach, des Gammels- und Itterbach, die sämtlich in den Neckar sich ergießen, des weitverzweigten Bachgebiets der Mudau und der wasserreichen Mümling, die zum Main fließen, liegen. Kulturhistorisch ist dieser

Teil des Odenwaldes noch interessanter als der nordwestliche.

Im Steinachtal liegt, von Bergen ringsum eingeschlossen, Heiligkreuzsteinach (Roter Löwe), auch als Luftkurort besucht, weiter abwärts das Städtchen Schönau (2000 Einwohner, Löwe, Pfalz, Pfälz. Hof), ehemaliges Cisterzienser-Kloster, 1560 aufgehoben und wallonischen Reformierten übergeben. Vom alten Kloster nur noch das romanische Sommerrefektorium erhalten. Das Ulfenbachtal ist sehr schön, besonders Schönmattenwaag (Krone) und Heddesbach prächtig gelegen; nahebei die Ruine Harfenburg.

Zwei Stunden nördlich von Hirschhorn auf der Höhe Rotenberg, im Gammelbachtal die interessante Ruine Freienstein mit starker Schildmauer, früher erbachisch. Das vom Katzenbuckel überragte Itterbachtal ist mit seinen Nebentälern (Reisenbacher- und Höllgrund u. a.) das schönste, zugleich das stillste des Odenwaldes. Nach Osten zieht sich über das Gebirge hinüber der 3800 Hektar umfassende wild- und waldreiche Wildpark des Fürsten Leiningen, darin in entzückender Waldeinsamkeit das großartige Schloß Waldleiningen nahe dem Weiler Ernsttal (Brauerei Post, Sommeraufenthalt). Weiterhin die herrliche Ruine der ehemaligen Dynastenburg Wildenburg, von wunderbarer Romantik umgeben. Typische frühmittelalterliche Burg, 1200 angelegt von den Grafen von Düren, dann Mainz gehörig, im Bauernkrieg zerstört.

Die weiteren Wanderungen nach Amorbach, Miltenberg, dann das Maintal hinab bis nach Aschaffenburg, hinauf bis Wertheim gehören landschaftlich und kulturhistorisch zu den genußreichsten des Odenwaldes, doch lassen sie sich von Heidelberg aus nicht an einem Tag bewerkstelligen.

Zwischen Itterbach- und Mümlingtal der Krähberg (548 m), an dessen Spitze am Reisenkreuz hübsche Aussicht. 1 Stunde südlich davon der genannte Falkenberg. Unten 3—4 km langer Eisenbahntunnel. Nahe bei Hetzbach das Gasthaus und Pension „Zur Marbach". An der Mümling liegen 20 Minuten von einander entfernt Erbach und Michelstadt in einer breiten Talsenkung. Beide, wie das ganze Tal, industriereich (Elfenbeinschnitzerei). Erbach (an 3000 Einwohner, Schützenhof, Odenwald) Residenz des Grafen Erbach-Erbach, modernes Schloß mit rundem Bergfried aus romanischer Zeit, darin die berühmte, sehr sehenswerte Altertumssammlung. Die Erbachs, sehr altes Geschlecht, früher Pfälzer Vasallen, dann reichsunmittelbar, 1803 mediatisiert. Michelstadt (über 3000 Einwohner, Hotel Friedrich, Fürstenauer Hof, Restauration drei Hasen u. a.) älteste Niederlassung im Odenwald (Einhard), altertümliches Städtchen, Fachwerkhäuser, malerischer Marktplatz. In der Kirche prachtvolle Grabdenkmäler der Grafen von Erbach. 10 Minuten von Michelstadt

Schloß Fürstenau, Residenz der Grafen von Erbach-Fürstenau, alte Wasserburg mit modernen Anbauten, ganz nahe dabei im Dorfe Steinbach die ehrwürdige Einhardbasilika aus karolingischer Zeit.

Im Osten auf der Höhe (1½ Std. entfernt) der prächtige Park von Eulbach an dem ehemaligen römischen Limes (Mümlinglinie).

Weiter abwärts an der Mümling liegt Höchst (Post), 1½ Stunden nordwestlich der Otzberg (368 m), altpfälzische Burg (Enklave), auf steiler Höhe, 1803 hessisch, dann verfallen. Tiefer Brunnen, prachtvolle Aussicht auf die Mainebene.

¾ Stunden nordöstlich von Höchst der Breuberg, eine der großartigsten Burgen, die es gibt, schon in romanischer Zeit angefangen, dann in allen Stilen erweitert und mit gewaltigen Bollwerken versehen. Tiefer Brunnen, kunstvoller Stuck im Rittersaal. Vom Bergfried schöne Aussicht. Zuerst im Besitz eines eigenen Geschlechts, dann der Grafen von Wertheim, jetzt gemeinschaftliches Eigentum der Löwenstein und Erbach-Schönberg.

Am Fuße des Breubergs Neustadt, Städtchen von 800 Einwohnern (Ochse).

Auch die linke Seite des Neckars bietet viel Schönes. Die mit Wald bestandenen Höhen in dem Neckarknie, der kleine Odenwald genannt, senken sich südlich allmählich zu dem felderreicheren Bauland herab. Das gesamte Wasser des Gebietes führt die bei Neckargemünd einfließende Elsenz dem Neckar zu. Der Hauptort des kleinen Odenwaldes ist Aglasterhausen, gewerbereich (1100 Einwohner, Badischer Hof). Im Bauland (Neckarbergland) liegt an der oberen Elsenz Sinsheim (3000 Einwohner, Löwe, Post u. a.) mit Resten einer alten Klosterbasilika. Nahebei die schon oben (S. 121) erwähnte Ruine Steinsberg. An der Schwarzach liegt malerisch Neidenstein (Sonne) mit großartiger Burgruine der Freiherren von Venningen, noch halb unter Dach, und einer Kirche mit Grabdenkmälern desselben Geschlechts, nördlich davon das ehemalige Kloster Lobenfeld mit interessanter romanischer Kirche, aufwärts die ehemalige Reichsstadt Waibstadt (2000 Einwohner), im Seitental Neckarbischofsheim (3000 Einwohner, Drei Könige) mit einem Schloß der Grafen von Helmstadt im Park und Grabdenkmälern in der Kirche. Das gesamte Gebiet überschaut man außer von Steinsberg und vom Kaisersberg (S. 121) am schönsten vom Hohbühel (250 m) zwischen Waibstadt und Neidenstein.

Ausflüge:

46. Heidelberg weiß <> Weißer Stein, dann gelb <> Langer Kirschbaum - Sitzbuche - Münchel (vgl. 27 c), dann Allmendbrunnen - Lärchengarten, dann

blau ▬ Ruhestein, a) Neckargemünd 5 Stunden, b) vom Ruhestein wieder gelb <> Großh. Friedrichsturm-Zickzackweg-Neckarsteinach, 6 St. Sehr schöne Ausflüge durch Wald ohne Wirtshaus.

47. Schriesheim gelb <> Weißer Stein (vgl. 28), dann wie 46, 5 bzw. 6 Stunden.

48. Bahnh. Schlierbach-Ziegelhausen-Landstraße auf bis Münchel, dann wie 46, 3½ bzw. 4½ Stunden.

49. Bahnhof Schlierbach-Ziegelhausen bis Fabrik am Bärenbachtal, dann aufwärts, bis man auf Linie gelb <> kommt, dann rechts weiter Ruhestein, dann wie 46, 3 bzw. 4 Stunden.

50. Neckargemünd-Kleingemünd blau ▬ Ruhestein, gelb <> Großh. Friedrichsturm-Neckarsteinach 1½ Stunden.

51. Schriesheim-Landstraße-Schriesheimer Hof (Wirtschaft) -Wilhelmsfeld, rechts ein Stück durchs Dorf, dann zur Linde (Weg erfragen!), dann Hasselbacher Hof-Schönau-Neckarsteinach 6 Stunden.

52. Leutershausen gelb-rot ≡ Eichelberg (vergleiche 31), dann rot ▬ Heiligkreuzsteinach-Schönau-Neckarsteinach 6 Stunden.

53. Heidelberg-Stift Neuburg, dann gelb-rot X Büchsenäcker-Steinbachtal auf Sitzbuche-Linde-Wilhelmsfeld-Heiligkreuzsteinach (schönster Weg dorthin, vgl. 34).
    a) Landstraße Schönau-Neckarsteinach 5 St.
    b) rot ▬ nach Weinheim.
    c) nach Schriesheimer Hof- (Weg erfrag.) Schriesheim 6 Stunden.

54. Heidelberg-Linde (vgl. 34), von da Hasselbacher Hof-Münchel-Ziegelhausen-Heidelberg 5 Stunden.

55. Heidelberg - Landstraße - Ziegelhausen - Münchel-Schönau, von da an Darsberg vorbei -Kaisereiche-Neckarsteinach (Weg erfragen, prächtiger Ausflug) 3¾ Stunden.

56. Heidelberg-Schönau (vgl. 56), dann rot-blau + Hirschhorn 4½ Stunden.

57. Heidelberg-Heiligkreuzsteinach (vgl. 53), von da rot-gelb X auf bis zur Kreuzung mit Linie rot ■, dann diese rechts Darsberg-Neckarsteinach 6 St.

58. Heidelberg-Heiligkreuzsteinach (vgl. 53), dann rot-gelb ✕ Harfenburg-Heddesbach, dann Landstraße-Hirschhorn 6 Stunden.
59. Neckarsteinach rot ■ Waldmichelbach, Bahnhof (Höhenwanderung ohne Wirtshaus), 5 Stunden.
60. Hirschhorn rot-gelb + Steinerner Tisch-Eberbach 2¼ Stunden.
61. Hirschhorn blau + Rothenberg. dann blau ■ Eberbach 3¾ Stunden.
62. Hirschhorn blau + Rothenberg, dann rot-gelb ✕ Gammelsbach-Landstraße nach Eberbach 5½ Stunden.
63. Hirschhorn blau + Rothenberg-Landstraße Beerfelden 4 Stunden.
64. Eberbach rot ▲ Hohe Warte-Sensb. Höhe-Reisenkreuz, dann rot K zur Marbach 2 Stunden.
65. Eberbach, am Fuße des Katzenbuckels entlang bis Gaimühle, von da rot-gelb □ Falkenberg-Reisenkreuz, von da blau-rot ≡ Hohberg-Kailbach (Stahl) 6 Stunden.
66. Eberbach-Antonslust durchs Reisenbacher Tal-Reisenbacher Grund, von da rot <> Reisenbach- (Aussicht von der Hardt) Eduardstal-Kailbach.
67. Schöllenbach-Landstraße-Reisenkreuz, dann rot ▲ Gebhardshütte-Bull. Bild-Würzburg-Eulbach (Park) nach Erbach oder Michelstadt 5½ St.
68. Höchst rot-weiß □ Otzberg, dann rot + südlich Hummetrot. bis zur Kreuzung mit gelb +, diese links Höchst 3¾ Stunden.
69. Höchst-Otzberg (vgl. 68), dann weiß ● Breuberg-Neustadt, dann rot-weiß ≡ Höchst 3½ Stunden.
70. Kailbach blau-gelb ≡ Hesselbach, dann weiß ▲ Hesselbacher Kirchpfad in den Leininger Park-Waldleiningen-Ernsttal-Kailbach.
71. Eberbach blau <> Katzenbuckel-Katzenbach, dann links weiß ■ Gaimühle 2¼ Stunden.
72. Eberbach blau <> Katzenbuckel-Katzenbach-Mülben, dann links Landstraße-Höllgrund-Gaimühle 4 Stunden.
73. Eberbach-Katzenbach (vgl. 72), dann rechts weiß ■ Dielbach, dann Straße nach Zwingenberg (rot <> durch Wolfsschlucht) 3½ Stunden.
74. Neckargemünd-Dilsberg-Neckarsteinach 1½ St.

75. Neckarhausen-Neckarh. Hof weiß + auf ins Finsterbachtal, dann rechts gelb-rot ⊥ bis Steinerner Tisch, dann rot ● rechts Mückenloch-Dilsberg-Neckargemünd oder Neckarsteinach (einer der schönsten Ausflüge) 3¼ oder 2½ Stunden.
76. Neckarhäuser Hof-Steinerner Tisch (vgl. 75), an der Straße Waldwimmersbach-Haag-Neckarhäuser Hof 2½ Stunden.
77. Neckarhäuser Hof weiß + auf, dann rot-gelb ⊥ links ab Pleutersbach-Eberbach 4 Stunden.
78. Eberbach gelb-rot △ Kirchel-Pflanzschule Ueberhau, dann rot ● Minneburg-Neckargerach 4 Stunden.
79. Neckargerach-Minneburg abwärts am linken Neckarufer entlang, an Zwingenberg vorbei, Stolzeneck-Eberbach 4 Stunden.
80. Neckargemünd rot ● Dilsberg-Mückenloch-Stein. Tisch- (vgl. 75) Haag-Schwanheim-Minneburg, 7 St.
81. Neckarsteinach gelb <> Dilsberg-Lobenfeld-Spechbach-Neidenstein, Station, 4 Stunden.
82. Neckarsteinach-Neidenstein (vgl. 81), dann auf der Straße und durch Wald über Daisbach-Sinsheim. Bahnhof, 6 Stunden.
83. Neidenstein gelb <> Waibstadt-Neckarbischofsheim-Helmhof-Wimpfener Forst-Wollenberg-Hüffenhardt-Eduardshöhe- (Aussicht!) Haßmersheim.
84. Neckarhäuser Hof weiß + Haag-Michelbach-Aglasterhausen-Neckarhalde-Guttenbach-Neckargerach, Station, 7 Stunden.

e) Schwetzingen.

8 km von Heidelberg entfernt und mit der Bahn leicht zu erreichen, liegt in der Rheinebene Schwetzingen, ein Städtchen von 5000 Einwohnern, dessen berühmter Garten eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist.

Nachdem die Kurfürsten den stolzen Ahnensitz auf dem Jettenbühel vertauscht hatten mit dem öden Riesenschloß in Mannheim, ließ der uns wohlbekannte Karl Theodor (vgl. S. 14 ff., 69, 73, 79, 82. 87 f. 96 f.) als Ersatz für den verfallenen Hortus Palatinus Friedrichs V. einen neuen Garten mitten in die Ebene bauen. Den Herrn der Pfalz reizte es in seinem stolzen Machtgefühl, die Natur sich untertan zu machen, aus dem sandigen und sumpfigen Boden einer reizlosen Gegend einen herrlichen Garten hervorzuzaubern, der in derselben Weise mit dem berühmten Vorbild von Versailles wetteifern konnte, wie der kleine Hof des Kurfürsten

mit dem des Sonnenkönigs. „Du wunderst dich, Wanderer; sie selbst staunt, die es nicht gab, die große Mutter Natur!" lautet die selbstgefällige Inschrift eines Denksteins im Garten.

In der alten Wasserburg Schwetzingens, die mehrfach umgebaut, zum Schloß erweitert und besonders durch Karl Theodor ausgeschmückt wurde, weilten die Pfälzer Herrscher von jeher gerne, teils um in den benachbarten Forsten zu jagen, teils um sich in ländliche Stille zurückzuziehen. Seine Glanzzeit erlebte das Städtchen unter dem genannten Herrscher, der hier inmitten seines Hofstaates und eines Schwarmes von Musikern seine prunkvollen Feste feierte. Ihnen sollte auch der westlich vom Schlosse geschaffene Garten dienen.

Seit 1745 schuf der Hofgärtner August Petri im Verein mit dem Oberbaudirektor Pigage einen französischen Garten in streng geometrischem Stile, mit Springbrunnen, Bauwerken, Skulpturen usw. Namentlich die Gestaltung der Mittelpartie des Gartens zeigt die Kunst Petris im glänzendsten Licht. Wer die Wandlung entgegengesetzter Kunstrichtungen, wie die Uebergänge des barocken zum Rokokogarten, wie die Abkehr von den tektonischen Stilen und das Eindringen der englischen, sentimentalen Geschmacksrichtung studieren will, wird hier im Schwetzinger Garten reiche Anregung finden. Trotz allen Wechsels erscheint der künstlerische Aufbau des Gartens als konsequente Entwicklung Um diese französischen Anlagen begann der „Vater der modernen deutschen Gartenkunst" L. von Sckell seit 1776 den breiten Gürtel englischer Partien zu legen. Rückkehr zur Natur und zugleich Ueberraschungen und Stimmungsbilder zu schaffen, galt nun als oberstes Gestaltungsprinzip. Schließlich ist seit 1804 vom Hofgärtner Mich. Zeyher als letzte Entwicklungsphase die auf Gesamtstimmung gerichtete Landschaftsgärtnerei erfolgreich gepflegt worden. Den nachhaltigsten Eindruck gewinnt aber der Zuschauer aus den altfranzösischen Partien, in denen sich noch heute unverfälscht die Kulturwelt der Sommerresidenz Karl Theodors spiegelt.

Heute sind überall die Bäume zu so mächtiger Höhe emporgewachsen, daß wir in den wundervollen Stimmungsbildern dieser Natur ganz vergessen, in welch spargel-, tabak- und hopfenreiche Gegend sie eingebettet sind. Wie ganz anders muß es hier zu Karl Theodors Zeiten ausgesehen haben, als die Bäume und Hecken noch würdig waren, nach dem Willen des Herrschers mit der Schere zugeschnitten zu werden, als der englische Garten noch im Entstehen war. Da sollte der Blick aber vor allem auch gefesselt werden durch den reichen Figurenschmuck, der die Bosketts oder die Bassins zierte, oder die kunstvollen größeren Baudenkmäler, die die Bewunderung der Zeitgenossen erregten. Waren doch namhafte Künstler mit der Ausschmückung des Gartens beschäftigt; außer Pigage der bedeutende, die Pfälzer Kunstwelt beherrschende Verschaffelt, dann Crepello, Pozzi, Linck u. a. Gewiß sind

manche Figuren nur von mäßigem Kunstwert, manche nur aus Blei gegossen, andere wieder sehr bedeutend, z. B. die Galathea des Crepello aus karrarischem Marmor u. a. Von den größeren Bauwerken gebührt dem mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Badehause im ganzen wie im einzelnen volle Aufmerksamkeit als einem Kompendium Pigagescher Kunst, an dem die besten Künstler am Hofe Karl Theodors tätig waren, ebenso der Moschee, die nach Originalzeichnungen in Konstantinopel aufgenommen und entworfen ist.

In dieser Zusammenstellung aller möglichen Urnen und Statuen mit mythologischer und symbolischer Bedeutung, von Tier- und Jagdbildern, antiker Tempel, einer römischen Wasserleitung, einer Moschee usw. spiegelt sich so recht der Geschmack der Rokokozeit, die ohne Verständnis für die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen nur wahllos spielte, so wie sie spielte mit den überlieferten Formen der Renaissance.

Aber wunderbar wirken die Denkmäler in ihrer Umgebung. Ueberraschend schön tritt aus dem verschwiegenen Gebüsch der weiße, jungfräuliche Leib der Galathea hervor oder der ernste Apollotempel mit den vorgelagerten Sphinxen, die, wie man sagt, das Liebesleben des sinnlichen Fürsten illustrieren. Noch heute könnte man sich hier, wie einst, mit Genuß an einer Theateraufführung aus der Rokokozeit erfreuen. Dann wieder wie stimmungsvoll schauen aus den Baumkronen die Minaretts der Moscheen oder der Merkurtempel hervor, wenn die Bilder sich spiegeln in der ruhigen Wasserfläche!

Die Natur idealisiert auch hier, was wir sonst leicht als seltsame Geschmacksverirrung empfinden könnten. Man kann sich nicht satt sehen an der Pracht der herrlich gewachsenen Bäume. Geradlinig, wie in Parade gestellt, bilden sie die Alleen in dem französischen Garten; der erste Durchblick durch die Mitte, unterbrochen durch die aus dem großen Becken hochaufspringende Wasserflut, ist erhaben schön. Und diese Stimmung, oft gemildert zu stiller Elegie, verläßt den Wanderer nicht, wenn er in der Einsamkeit sich ergehen darf in den laubigen Gängen, wenn er über die Holzbrücken schreitet, wenn er in reicher Abwechslung die wundervollen Baumgruppen und ihre im Wasser leise erzitternden Spiegelbilder schaut.

Der Frühling ist für Schwetzingen die schönste Zeit, wenn das Laub noch in den zartesten Farben schimmert, wenn der vielstimmige Chor der Vögel und der wundersame Duft der Syringen den Wanderer auf seinen stillen Pfaden geleitet.

Man wähle folgenden Weg: Durch den Schloßeingang tritt man ein (links Speise- und Spielsäle, rechts Orangerie), dann westlich geradeaus zur großen Fontaine, von da halbrechts zu den Statuen verschiedener Gottheiten, besonders der Galathea, zum Pan, Bassin, weiter rechts zwei Löwen, drei Statuen, drei Jahreszeiten darstellend (Herbst

nicht mehr vorhanden), rechts die interessante *Baumschule* und Orangerie, links der Hain des *Apollo* mit Sphinxen, Tempel und Apollostatue, dann nördlich davon *Badehaus* und *wasserspeiende Vögel*, *künstliche Landschaft*, ganz im Hintergrund nördlich Tempel der Botanik, *römische Wasserleitung*, wieder zurück südwestlich zum *großen See* (Stat. des Rheins und der Donau; von hier Rückblick zum Schloß), am See entlang zum *Merkurtempel*, östlich *Moschee*, nordöstlich Statuen des Apollo, der Agrippina, des Merkur u. a., Minervatempel, in der großen Allee *Hirschbassin*, zurück zum Schloß (vgl. R. Sillib, Schloß und Garten in Schwetzingen 1907).

Register.

Verzeichnis

der Straßen und Plätze zum Beckmann-Plan von Heidelberg:

Karlsplatz D 8
Karlstraße D 8
Karpfengasse D E 6
Keplerstr. (Nhm.) B—D 3 4
Kettengasse E 7 8
Kirchgäßchen E 7
Kirchstraße F 2
Kisselgasse D 9
Kleine Mantelgasse D 7
Kleiner Gaisbergweg H 5
Kleinschmidstraße F—H 4
Klingenteichstraße J 7 8
Klingentor E 7
Klingentorstraße E 7
Kornmarkt D E 8
Krahnengasse D E 7
Krahnenplatz D 7
Krämergasse D E 8
Kreuzpfad (Hdsch.) A 4
Kronprinzenstraße H 3 4
Küchengäßchen D 7
Kuno Fischerstraße (Nhm.) B 4 5
Kurfürstenstraße H—I 2—4
Kurzer Buckel E 8
Kußmaulstr. (Nhm.) B C 4 5

Ladenburgerstraße (Nhm.) D 3—5
Landfriedstraße E 6
Landhausstraße F G 4
Lauerstraße D 7
Leimengrube (Hdsch.) A 5
Lenaustraße H 3
Lessingstraße H 3
Leopoldstraße (Anlage) E F 5—7
Leyergasse D 8
Liselotteplatz (Nhm.) C 6
Ludwigsplatz E 7
Luisenstraße E 4 5
Lutherstraße (Nhm.) C D 4

Märzgasse E 6
Marktplatz D 8
Marstallstraße D 7
Matthisonstraße H J 3
Meßplatz E F 2
Mittelbadgasse D E 8
Mittelstraße (Hdsch.) A 4
Mittermaierstraße E F 2
Molkenkur F 8
Molkenkurweg E F 9
Moltkestraße (Nhm.) B 4
Mönchgasse D 8
Mönchhofplatz C 5
Mönchhofstr. (Nhm.) C 3 4
Mozartstr. (Hdsch.) A B 4
Mühlstraße E F 3

Nadlerstraße E F 5
Neckarmünzgasse D 8 9
Neckarstaden D 6
Neuenheimer Landstraße (Nhm.) D 5 6
Neue Schloßstraße E 8
Neugasse E 5

Oberbadgasse D E 8
Obere Neckarstraße D 8
Oberer Faulerpelz E 8
Oberer Gaisbergweg H 5
Odelweg (Nhm.) C 8
Oestliche Güteramtsstraße G H 1 2

Pfaffengasse D 7
Philosophenweg (Nhm.) A—D 5—11
Plankengasse D 9
Plöck E 5—7

Rahmengasse (Nhm.) C 4 5
Richard Wagnerstraße (Hdsch.) A 3 4
Riedstraße F 5
Ringstraße G H 2 3
Röderweg (Nhm.) C 8
Römerstraße F—H 3
Rohrbacherstraße E—H 4 5
Roonstraße (Nhm.) B 4
Rosenbergweg (Hdsch.) A 4
Rosenpfad A 4 5
Rottmannstr. (Hdsch.) A 3 4

Sackgasse (Nhm.) D 4 5
Sandgasse E 7
St. Annagasse E 5
Scheffelstraße (Nhm.) C 8 9
Schießtorstraße E 6
Schiffgasse D E 7
Schillerstraße G H 3 4
Schlachthausstraße F 2
Schlangenweg (Nhm.) C 8
Schlierbacher Landstraße (Schl.) C 10 11
Schlosserstraße G 5
Schloßberg E 7 8
Schloß-Wolfsbrunnenweg C E 9—11
Schneidmühlstraße E 4 5
Schröderstr. (Nhm.) C 4 5
Schulgasse E 7

Schulzengasse (Nhm.) D 4
Schweizerweg (Nhm.) C D 5
Seminarstraße E 7
Semmelgasse D 8
Sophienstraße E F 5
Speierer Landstr. G H 1 2
Steigerweg H J 5
Steingasse D 8

Theaterstraße E 7
Theodor Körnerstraße F 1
Thibautstraße E 4
Treitschkestraße H 4

Uferstraße (Nhm.) D 3 4
Unter der Schanz F 8
Untere Neckarstr. D E 3—6
Unterer Faulerpelz E 8
Untere Straße D 7 8

Valerieweg (Schl.) C D 10
Vangerowstraße E 2 3
Voßstraße E 4

Weberstraße (Nhm.) B C 4
Werderplatz (Nhm.) B 4
Werderstr. (Nhm.) B—D 4
Werrgasse (Nhm.) C 8
Westliche Güteramtsstraße F G 1
Wilhelm Blumstraße D 3
Wilhelm Erbstraße F 5
Wilhelmsplatz G 4
Wilhelmstraße G 3 4
Wörthstraße G 2
Wolfshöhlenweg F 5
Wredeplatz E 6

Yorckstraße F 1

Zähringerstraße G 3 4
Zeppelinstr. (Hdsch.) A B 3 4
Ziegelgasse D E 6
Ziegelhäuser Landstraße (Nhm.) B C 8—11
Zwingerstraße E 8

Oeffentliche Gärten, Denkmäler, Friedhöfe und Ruinen.

Bismarckgarten mit Bismarckdenkmal E 5
Bismarcksäule C 6
Bunsendenkmal E 6
Friedhof H J 4 5
Friedhof, israel. J 4 5
Friedhof, alter israel. F 7
Metz-Denkmal E 7
Ruine d. Stephanskirche B 7
Schloß E 9
Schloßgarten mit Scheffeldenkmal D E 9
Schloßruine bei der Molkenkur F 9
Seegarten F 5
Stadtgarten mit Nadlerdenkmal F 5
Wrededenkmal E 6

Staats- u. städtische Gebäude.

Amtsgericht u. Landgericht E 7
Arbeitsamt, städt. D E 8
Bezirksamt D 8
Bezirksbauinspektion E 5
Bezirkskommando F 7
Bürgerstift, Landfriedsches H 4
Domänenamt F 5
Eichamt F 3
Elektrizitätswerk F 3
Erziehungshaus E 5
Forstamt G 5
Forstamt, städt. D 6
Frauenverein D 6
Fuhrhof, städt. E 1
Gaswerk F 3
Gasthaus Perkeo E 6
Gasthaus zum Ritter D 8
Gefängnis E 8
Hallenbad F 4
Handelskammer E 7
Hauptmeldeamt E 6
Hauptsteuer- u. Zollamt D 7
Hoch- u. Tiefbauamt, städt. D 8
Karlstor D 9
Kaserne E 7
Kaserne, neue J 1 2
Krematorium im Friedhof J 5
Kunst- u. Altertumssammlung, städt. E 6 7
Leihhaus D 9
Loge E F 7
Marie Luisenheim D 6
Marienhaus E 5
Pfründnerhaus I E 5
„ II E 6
Polizeiwache im Rathaus D 8

Postamt I E F 5
„ II E 7
Rathaus D 8
Reichsbank E 6
Schlacht- u. Viehhof F 1
Sparkasse, städt. E 7
Stadthalle D 6
Sternwarte auf dem Königstuhl H J 10 11
Theater E 7
Turnhalle F 7
Verkehrsbüro F 5
Vincentius-Haus D 6
Volkslesehalle und Bibliothek D 8
Wasser- und Straßenbauinspektion G H 4

Universitätsgebäude und Krankenhäuser.

Akademisches Krankenhaus E 4
Anatomisches Institut E 6
Archäologisches Institut E 7
Augenklinik E 4
Botanisches Institut E 5
Chem. Laboratorium E 6
Chirurgische Klinik E 4
Diakonissenhaus E 6
Epidemie-Baracken J 3
Frauenklinik E 4
Friedrichsbau E 6
Gäologisch-paläont. Institut E 6
Hygienisches Institut E 4
Institut für Krebsforschungen E 4
Josephshaus, St. G 4
Kollegienhaus d. Universität E 7
Luisenheilanstalt E 4
Medizinische Klinik E 3
Militärlazarett G 4
Naturwissenschaftliches Institut E 6
Ohrenklinik E 4
Orthopädische Klinik E 4
Patholog. anatom. Inst. E 4
Pharmakolog. und math. Institut E 6
Physikalisches Institut D 5
Physiologisches Institut E 6
Psychiatrische Klinik E 3 4
Radiologisches Institut D 5
Universität E 7
Universitätsbibliothek E 7
Universitätskasse E 6
Zahnärztl. Institut E 4
Zoologisches Institut E 5

Kirchen:

Annakirche, St. (kath.) E 5
Bonifaciuskirche (kath.) G 4
Christuskirche (prot.) G 3
Englische Kirche E 6
Heiliggeistkirche (prot. und altkath.) D 8
Jesuitenkirche (kath.) E 7
Johanneskirche, Neuenheim (prot.) C 4
Peterskirche (prot.) E 7
Providenzkirche (prot.) E 6
Rafaelskirche, St., Neuenheim (kath.) B C 4
Synagoge D 7
Kirche in Neuenheim (prot.) D 4

Schulen:

Gymnasium E 5
Oberrealschule E 7 8
Lehrerseminar B 3
Höhere Töchterschule E 6
Gewerbeschule D 7
Handelsschule, städt. E 7 8
Frauenarbeitsschule E 6
Volksschulen I—II, III, V E 7 G 4
Wilckensschule
Volksschule IV in Neuenheim C 3 4
Kleinkinderschulen E 2, E 8

Bahnhöfe:

Bahnhof Bismarckplatz der Nebenbahn E 5
Bahnhof Karlstor D 9
Bergbahnstation Kornmarkt E 8
Bergbahnstation Schloß E 8
Bergbahnstation Molkenkur F 9
Bergbahnstation Königstuhl G 11
Güterbahnhof F G 2 3
Haltestelle Peterskirche E 7
Hauptbahnhof F 4 5
Neuer Güterbahnhof G 1
Neuer Rangierbahnhof H 1



 — Druck von Otto Weber, Heilbronn a. N.


Emil Steinruck
Heidelberg